Der Albatros.

Humoristisch-ernster Roman

von

Graf Ulrich Baudissin.

Vierter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.

1864.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

I.

Der folgende Tag verlief in dem Lüders'schen Hause noch stiller und trauriger als gewöhnlich. Der alte Mann hatte in Louisens Aeußerungen vom vorigen Abend doch nicht so ausschließlich, wie er gesagt, nur boshafte Einflüsterungen der Madame Pietschmann gesehen, die man keiner Aufmerksamkeit würdigen dürfe, denn der Ton, in welchem Louise gesprochen, und ihr ganzes Benehmen hatten eine so große innere Unruhe, ja Seelenangst verrathen, wie er sie noch nie an ihr wahrgenommen hatte; und nun, eben weil er seine Zweifel hatte unterdrücken wollen, stiegen sie nur um so mächtiger in ihm auf und ängstigten sein ohnehin sorgenbeladenes Herz. Sie ängstigten ihn um so mehr, je tiefer das Dunkel, je größer die Ungewißheit war, in welche sie sich bargen; aber wenn auch seine ruhelosen Gedanken im weiten Reiche der Möglichkeiten umherschweiften, einen annehmbaren Grund für den plötzlich gegen den Doctor gefaßten Verdacht Louisens zu suchen, er fand

keinen und war mehrmals im Begriff, sie über diesen Punkt auszuforschen. Doch er fürchtete die Antwort noch mehr, als seine eigenen nagenden Zweifel, und schwieg. Manchmal suchte er auch wohl seine peinlichen Gedanken zu verjagen; doch es war vergeblich, der Doctor lag ihm fortwährend im Sinn, und Manches, was ihm in seinen Beziehungen zu diesem Manne bisher geringfügig erschienen war, gewann nun eine viel höhere Bedeutung und legte sich mit Centnerschwere auf sein Herz; auch hatte er noch nie mit so folternder Angst als gerade jetzt an die große Schuldenlast gedacht, die er bei ihm contrahirt hatte.

Er dachte daran, wie des Doctors ganzes Wesen von dem seinigen so durchaus verschieden sei, wie er sich mit demselben nie so recht habe befreunden können, ja, wie er sich oft davon zurückgestoßen fühlte. Er dachte an manche kleine Umstände, die ihm als einem in Geschäftssachen Eingeweihten bei seinen Verhandlungen mit dem Doctor als zu oberflächlich, zu wenig geschäftsmäßig behandelt aufgefallen waren, und wie bei solchen Gelegenheiten, wenn er sein Befremden darüber geäußert hatte, ein gewisser, spöttischer Zug sich des Doctors übergroßer Höflichkeit beigemischt hatte. Diese Betrachtungen aber, sowie noch viele andere waren für ihn eben so viele Quellen eines nicht zu besiegenden, quälenden

Unbehagens. Den ganzen Tag saß er in seiner Sophaecke in trüben Grübeleien verloren. Oft schüttelte er wie in heftiger, nervöser Aufregung den Kopf und murmelte unverständliche Worte vor sich hin; mit seiner Frau und seiner Tochter aber sprach er fast keine Silbe.

Auch Madame Lüders war trauriger und wortkarger als sonst, und Louise sah nach der durchwachten Nacht blaß und angegriffen aus. Oft entsank das Nähzeug ihren müden Händen und augenscheinlich kostete es ihr Ueberwindung, der mühsamen Arbeit die gewohnte Aufmerksamkeit zu schenken.

Am Nachmittag kam Madame Pietschmann zum Besuch. Sie wurde von Herrn Lüders in kurzer, barscher Weise empfangen, kaum daß er ihre wortreiche Frage nach seinem Befinden mit einem mürrischen Knurren beantwortete. Madame Lüders aber und Louise waren froh über die Unterbrechung der schwer auf ihnen lastenden Stille und Gleichförmigkeit, und sie begrüßten freudig die so lebensfrische, gesprächige Frau. Und allerdings kam jetzt Leben und Bewegung in die Unterhaltung, denn Madame Pietschmann, die, obwohl sie nie ein beruhigendes Element der bürgerlichen Gesellschaft gewesen war, zeigte sich doch heute noch weit heiterer und geschwätziger denn je, und hatte tausend Neuigkeiten zu berichten.

Was aber Louisen heute ganz besonders an ihr auffiel, war eine gewisse, unruhige Geheimthuerei, durch welche ihr jene — es war ganz unverkennbar — zu verstehen geben wollte, daß sie etwas Hochwichtiges auf dem Herzen habe, das sie ihr, Louisen, ganz allein mittheilen könne.

Unabläßig rückte die Collectrice auf dem unter ihrer Last ächzenden Stuhle hin und her, sprang dann plötzlich auf, sah zum Fenster hinaus, lief unruhig im Zimmer umher und machte sich bald in dieser, bald in jener Ecke etwas zu schaffen; kurz, sie geberdete sich, als habe sie einen gelinden Anfall des Veitstanzes bekommen, oder als wolle sie an ihren Gliedmaßen gewisse noch nicht praktisch bewährte Eigenschaften eines neuen Perpetuum mobile erproben.

Höchst merkwürdig war es dabei, daß sie bei ihrem Umherschwirren im Zimmer stets einen und denselben Fleck im Auge zu haben schien, nämlich den hinter dem Stuhle der Madame Lüders. Bald hatte sie auch durch ein geschickt ausgeführtes Manoeuvre diesen strategischen Punkt besetzt und nachdem sie sich mit einem flüchtigen Blick überzeugt, daß Herr Lüders vom Sopha aus ihren Operationen keine Beachtung schenke, gab sie nun der erstaunten Louise allerhand höchst auffallende und mysteriöse Zeichen, indem sie mit den Händen in der Luft

herumfocht und, ohne einen hörbaren Laut hervorzubringen, mit schrecklichen Mundverzerrungen ein Wort sichtbar darzustellen suchte. Louise, welcher die sonderbaren Grimassen der Madame Pietschmann unwillkürlich ein Lächeln entlockten, bemühte sich längere Zeit vergeblich, das solchergestalt mimisch-plastisch dargestellte Wort zu errathen, da benutzte Madame Pietschmann mit großer Geistesgegenwart einen günstigen Moment, als nämlich Herr Lüders auf eine Fliege eifrig Jagd machte, die sich die Lebensaufgabe gestellt zu haben schien, seine Nase der Länge und Breite nach geometrisch zu vermessen. In dem Augenblick, als er mit der Fliegenklappe, die er immer neben sich auf dem Sopha liegen hatte, einen wohlgezielten Schlag nach der beharrlichen Fliege führte, schlüpfte die Collectrice wieder behende hinter den Stuhl der Madame Lüders, schwang einen Brief über ihrem Kopf und fuhr, nachdem sie sich überzeugt, daß ihn Louise gesehen, schnell wieder damit in ihre Tasche.

Jetzt begriff zwar Louise, welch' ein Wort ihr die Collectrice hatte mittheilen wollen; aber ihr Erstaunen war dadurch nur um so größer geworden, denn was mochte das wohl für ein Brief sein, den ihr Madame Pietschmann zu überreichen hatte, und zwar so heimlich, daß die Eltern nichts davon wissen durften? Bald bot sich der Collectrice auch die Gelegenheit, ihr die Worte:

„Gehen Sie in die Laube“ zuzuflüstern. Louisens Unruhe wuchs, doch entschloß sie sich der Aufforderung zu genügen. Besorgt, daß ihr der geheimnißvolle Brief ein neues Unglück ankündigen würde, erhob sie sich und verließ, während ihr Madame Pietschmann beifällig zunickte, das Zimmer.

„Na, Gott sei Dank, lang ist nicht ewig,“ sagte Madame Pietschmann, als sie sich kurz darauf keuchend neben sie auf die kleine Bank in die Laube warf und ihr den Brief hinhielt, „da, nehmen Sie, was dich brennt, sollst du löschen.“

„Ein Brief von Ida?“ fragte Louise verwundert, als sie schnell einen Blick auf die Aufschrift gerichtet hatte. „Wie kommt der in Ihre Hände?“

„Ganz einfach durch die Post, meine Beste. Er war in einen an mich eingeschlossen, worin Ihre Schwester mich bittet, Ihnen diesen so bald als möglich, jedoch heimlich zuzustecken. Hab' ich nicht meine Sache gut gemacht? Ja, ja, machst du's gut, hast du's gut; machst du's schlecht, geschieht dir recht. Aber so lesen Sie doch, Närrchen, neukommen ist willkommen, sollt' ich doch meinen.“

So dachte aber Louise nicht. Schon seit langer Zeit war sie es gewohnt, daß jede neue Nachricht ihr Unangenehmes und Trauriges brachte, und was ihr auf

diesem geheimnißvollen Wege zukam, konnte gewiß nichts Erfreuliches sein. Indeß erbrach sie nach einigem Zögern das Siegel und las, während sich Madame Pietschmann im Stillen vornahm, um den Eindruck zu erforschen, den der Brief auf sie machen werde, kein Auge von ihr abzuwenden. Es ist aber sehr schwer, längere Zeit hindurch auf einen und denselben Punkt zu sehen, das erfuhr denn auch die würdige Collectrice bei dieser Gelegenheit. Unwillkürlich schweiften ihre Blicke von Louisens Zügen ab und fielen — es war gewiß ein purer Zufall — auf den Brief. Doch da wollte es wieder ein anderer Zufall, daß ihr Auge plötzlich den Namen Schönfeld auffing, und als Louise die erste Seite gelesen hatte und das Blatt wandte, begegnete ihr auf der zweiten Seite wieder der Name Schönfeld, einmal ganz oben in der Ecke links und dann noch einmal unten rechts; und — sie irrte sich nicht, aber es war doch höchst merkwürdig — drüben auf der dritten Seite stand wieder Schönfeld.

Der Brief war lang und versetzte Louise sichtbar in eine große Gemüthsbewegung; denn ihre Wangen glühten, während sie las, und eilig flogen ihre funkelnden Augen von Zeile zu Zeile. Ein Paar Mal konnte sie kurze Ausbrüche des Erstaunens und der Entrüstung nicht zurückhalten; ihr selbst unbewußt entfuhren ihr

einzelne Worte, wie: „Wär' es möglich!" — „der Bösewicht!" — „Ja, sie haben Recht; so ist's!"

Nun wußte aber Madame Pietschmann auch schon mehr als genug, um zu folgern, daß der Brief nicht nur fast ausschließlich von dem Doctor handelte, sondern auch, daß darin von einem schlechten Streich dieses ihr so verhaßten Mannes die Rede sein müsse. Ihre Neugierde wuchs mit jeder Secunde und versetzte die gute Frau in einen Zustand, mit dem verglichen ein hitziges Fieber ein wonniges Wohlbehagen genannt werden kann.

„Na wart', wenn ich das nicht herausbringe," sagte sie bei sich selbst, „so will ich nicht Susanne Pietschmann heißen. Nur Geduld — mit Geduld und Spucke, fängt man die Mucke."

Das Lesen des Briefes war beendigt. Louise ließ ihn in den Schooß sinken, preßte die Hand gegen das Herz und starrte einige Augenblicke in Gedanken verloren vor sich nieder. Madame Pietschmann aber rüstete sich zu einer Entdeckungsreise in das dunkle Gebiet des Briefgeheimnisses.

„Gute Nachrichten von der lieben Ida?" fragte sie in einem sehr unbefangenen Tone.

„Es geht ihr recht gut."

„Und der vortrefflichen Madame Altmann hoffentlich auch?“

„O ja, auch ihr geht es gut,“ antwortete Louise zerstreut.

„Und — was ich sagen wollte — doch entschuldigen Sie, daß ich so viel frage,“ fuhr Madame Pietschmann fort, „ich sehe wohl, daß Sie Ihren Gedanken ungestört nachhangen möchten. Ja, ja, ich begreife das; ein Brief, den Ihre Eltern nicht sehen dürfen, muß natürlich viel Wichtiges enthalten; das kann man, wie man zu sagen pflegt, durch ein Brett sehen, wenn ein Loch drin ist. Ich will Sie nicht belästigen; denken Sie nur nach; was sich soll klären, das muß erst gähren. Nur möcht' ich Ihnen das Eine sagen, Louise, wenn Sie vielleicht etwas auf dem Herzen haben, einen Kummer oder Verdruß oder so was, und Ihnen mein Rath und meine Hülfe nützlich sein könnte — du lieber Gott, wir können Anderen rathen, aber uns selbst nicht, und rathen ist ja nicht zwingen — so wissen Sie ja, daß Sie an mir eine treue Freundin haben. Und soll es Ihren Eltern verheimlicht bleiben — ei nun, was wir nicht wissen sollen, das sollen wir nicht wissen wollen, sagt man — und auf meine Indiscretion können Sie bauen, wie auf einen Felsen; denn Verschwiegenheit bringt ihren Lohn, wissen Sie, und vom Verräther

frißt kein Rabe, und Schweigen ist der Deckel auf dem Hafen. — Eigentlich geht's mich ja nichts an," fügte sie hinzu, als sie in Louisens Mienen zu lesen glaubte, daß sie nicht ganz abgeneigt sei, ihre brennende Neugierde zu befriedigen, „und was ich da von Rath und Hülfe geschwatzt habe, sehen Sie, liebe Louise, das hab' ich nur so gesagt, weil Ihre Schwester gerade mir den Brief zur Besorgung an Sie geschickt hat; denn der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mich nur ungern in fremde Angelegenheiten mische. Frage nicht, was Andere machen, acht' auf deine eigenen Sachen, und fege vor deiner eigenen Thür, so brauchst du Besen genug, das ist mein Grundsatz!"

„Dennoch, liebe Madame Pietschmann," sagte Louise zögernd, „möchte ich Ihnen gern den Inhalt dieses Briefes mittheilen; denn es liegt mir in der That eine Last auf dem Herzen, die allein zu tragen mir recht schwer wird; und daß ich auf Sie zählen darf, wie auf eine treue, erprobte Freundin, weiß ich auch. Mein Gott, ich habe ja auch sonst Niemand auf Erden, dem ich meinen Kummer und meine Sorgen anvertrauen könnte, als Sie allein; denn meine Eltern dürfen vorläufig hievon nichts erfahren. Wenn Sie es also erlauben wollen, liebe, gute Madame Pietschmann — —"

„Na, nur immer zu," platzte die Collectrice unge-

duldig heraus. „Ich bin wohl eher mit solcher Lauge gewaschen worden, und wenn ein Ding sein muß, so hilft nichts dafür; d'rum schießen Sie los!"

„Ehe ich Ihnen aber den Brief vorlese," fuhr Louise fort, „muß ich Sie an eine Begebenheit erinnern, die sich vor etwa sechs Jahren hier in Hamburg zutrug. Sie machte damals großes Aufsehen, und Sie werden gewiß davon gehört haben."

„Wahrscheinlich, man muß viel hören, eh' Einem ein Ohr abfällt. Welche Begebenheit meinen Sie denn eigentlich?"

„Den frechen Gaunerstreich, durch welchen der Geldwechsler Schulze, oder richtiger sein Commis, Werner, um mehrere Tausend Thaler betrogen wurde."

„Ah, der Werner, der mit Ihrer Schwester verlobt war? Nun freilich hab' ich davon gehört; die Geschichte war ja in Aller Mund, und die Leute munkelten gar Vieles."

„Leider zum Nachtheil des armen, unschuldigen Werner."

„Ja du meine Güte, liebes Herz, wer mit Pech zu thun hat, besudelt sich; das ist nun mal nicht anders."

„Sie erinnern sich vielleicht noch an den Namen des Betrügers — seinen angenommenen Namen, wollt' ich sagen?"

„Nein, meine Liebe; ich weiß nur, daß er sich für einen vornehmen Herrn ausgab, einen Grafen oder Prinzen gar.“

„Er nannte sich Baron Silferkrona.“

„Baron — was?“ schrie die Collectrice, plötzlich aufschnellend wie eine von ihrem Druck befreite Uhrfeder, „Baron Sil — — Silber — — was sagten Sie da?“

„Baron Silferkrona,“ wiederholte Louise, fast erschreckt durch die heftige Geberde der Madame Pietschmann.

„Ha!“ rief diese, die Hände zusammenschlagend, „da geht mir auf einmal die ganze Lichtgießerei auf! Na, warte, Schurke, dich wollen wir beim Wickel kriegen! — Ach, ich bin hin!“ stöhnte sie dann und warf sich wieder auf die Bank, „o meine Nerven — der Blitz schlug ein!“

„Aber was ist Ihnen denn, Madame Pietschmann?“ fragte die erstaunte Louise.

„Nichts,“ war die Antwort, „noch sag' ich Ihnen gar nichts; aber machen Sie sich auf Unerhörtes, Entsetzliches gefaßt — ach, du liebe Zeit, was muß der Mensch doch Alles erleben! Ne, das geht mir doch wahrhaftig über die Puppen! Ja, wenn der dem Henker entläuft, dem Teufel entwischt er nimmer! Aber, merken

Sie sich's, Louise, noch hab' ich Nichts gesagt — fahren Sie fort."

Louise kannte die stürmische Art der Collectrice zu gut, um auf ihre unzusammenhängenden Reden weiter zu achten. Sie theilte ihr nun alle einzelnen Umstände mit, die dem Leser bereits bekannt sind, wie sich in einem der Geldbeutel ein Hemdknopf gefunden habe, wie der dazu gehörige bei Madame Altmann zum Vorschein gekommen sei, wie ihr der Doctor Schönfeld denselben geschenkt u. s. w. Endlich las sie der Collectrice auch die Stellen in Ida's Briefe vor, die auf diese ominöse Begebenheit Bezug hatten, sowie auch die Bitte, mit welcher Ida geschlossen hatte, wo möglich über die früheren Verhältnisse des Doctors Erkundigungen einzuziehen.

Aber nicht ohne viele Störungen von Seiten der Madame Pietschmann kam sie damit zu Ende, denn alle Augenblicke wurde sie von tausend Exclamationen und Kreuz- und Querfragen der gar zu lebhaften Frau unterbrochen. Bald fuhr diese von ihrem Sitze auf, stemmte die Arme in ihre Seiten und bedachte den Doctor mit reichlichen Schimpfreden, bald warf sie sich wieder, wie völlig erschöpft, auf die Bank, jammerte über ihre schwachen Nerven, die solche Erschütterungen nicht vertragen könnten, keuchte und schnaubte; gelegentlich packte sie auch Louisen am Arm, indem sie schwor,

die Geschichte sei göttlich, sie gehe noch über das Bohnenlied, oder sie sei haarsträubend, gräßlich, und der schändliche Doctor werde noch an den Galgen kommen. „Mohren und Türken!" rief sie, als Louise schwieg, „das sind mir niedliche Histörchen! Könnt' es einem ehrlichen Christenmenschen da nicht blitzblümerant und donnerblau vor den Augen flimmern? Ja, wenn's kommt, kommt's in Haufen, wie man zu sagen pflegt. O, über diesen traurigen Tintenkleckser, diesen Zierrath von Erbärmlichkeit, diesen Hemdknopfnarr und Flintsteinwechsler! na, den wollen wir in seinen eigenen Schlingen fangen; warte nur, warte! Pochen und prahlen, das kann er, und anständigen Frauenzimmern Spinnen in den Kopf setzen, das kann er auch, und alle seine schwärmerischen Empfindungen auskramen und in einen honigsüßen Brei zusammenrühren, wie der Sudelkoch die verschiedenen Brühen, das kann er gleichfalls; aber wenn es gilt, ehrlich und honnet handeln, sein Wort zu halten und seine Versprechungen zu erfüllen, wie sich's gehört — ja, Schnecken! da ist mein guter Doctor nicht zu Hause. Denn voller Ränke und Falschheit steckt er, und in seinem gottlosen Herzen sind Tugend und Ehre so wenig zu finden, wie Forellen auf einer Haselstaude. Denkt wohl, mit Lügen und Listen füllt man Sack und Kisten. Ja, ja, wär' der an der

ersten Lüge erstickt, dann wär' er schon längst todt; aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und es kommt Alles zum Vorschein, was man unter dem Schnee vergräbt, und am jüngsten Tage wird's geschaut, was Mancher hier für Bier gebraut!"

Wieder warf sich die Collectrice auf die Bank und zwar mit einer solchen Vehemenz, daß diese merklich krachte. Auf ihrem runden Gesichte machten sich auffallende, Besorgniß erregende Vorzeichen eines apoplektischen Anfalls bemerkbar; denn es war purpurroth, und die Augen traten fast aus ihren Höhlen. Die gute Frau sah aus, als habe sie so eben den Kopf aus einem Kübel mit Bickbeerensaft gezogen. Es war aber kein Wunder; denn die letzte, wortreiche Rede hatte sie in einem Athemzuge hergerappelt und schnappte jetzt ängstlich nach Luft.

Louise wußte nicht, was sie von dem auffallenden Benehmen der Collectrice halten sollte; es wurde ihr ganz unheimlich in ihrer Nähe, und fast wäre sie, wie schon früher einmal, auf den Gedanken gekommen, daß der Verstand der Madame Pietschmann eine Störung erlitten habe. Ein wenig kleinlaut bat sie die noch immer ängstlich Keuchende, ihr doch zu erklären, was sie denn eigentlich so gewaltig aufgeregt habe.

„Nichts," sagte Madame Pietschmann, „gar nichts, mein Täubchen, holen Sie nur schnell Ihren Hut und

Ihre Mantille, denn Sie müssen gleich mit mir gehen."

„Wie? Mit Ihnen gehen?" fragte Louise.

„Nun, Sie hören's ja, gleich auf der Stelle müssen Sie mit mir gehen."

„Aber ich begreife nicht — — —"

„Werden Alles begreifen, Herzchen, denn es ist klar wie Butter. Lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren; die Sohlen brennen mir unter den Füßen."

„Wollen Sie mir denn nicht erst sagen, weshalb — — —"

„Unterwegs, Louise, damit wir keine Zeit vergeuden."

„Aber was sag' ich denn nur der Mutter? Sie muß ja doch wissen, warum ich fortgehe."

„Richtig, daran hatte ich nicht gedacht. Das überlassen Sie übrigens mir. Ich gehe zu Ihrer Mutter, während Sie Ihren Hut aufsetzen."

Mit diesen Worten erhob sich Madame Pietschmann, ergriff Louisens Hand und zog sie mit sich fort. Auf der Schwelle des Hauses aber blieb sie plötzlich stehen, wandte sich an ihre Begleiterin und sagte, indem sie dieselbe fest ansah, mit großer Selbstgefälligkeit:

„Louise, Sie haben einen guten Griff in das Glücksrad gethan, als Sie in dieser wichtigen Angelegenheit mir Ihr Vertrauen schenkten. Diesmal werden

Sie keine Niete ziehen, denn das Schicksal dieses Ungethüms von Doctor, sowie das Ihres zukünftigen Schwagers ruht in meiner Hand."

Ein Vorwand, Louise auf einige Stunden mitzunehmen, war bald gefunden, und das Versprechen, sie wieder nach Hause zu begleiten, gern gegeben; und so befanden sich denn schon nach wenigen Minuten die beiden Frauen auf dem Wege nach Ottensen. Louise begann nun von Neuem nach der Ursache zu forschen, weshalb die Collectrice sie zu diesem abendlichen Spaziergange aufgefordert habe.

„Ja, ja, mein Hühnchen," sagte Madame Pietschmann, „nun kommt's, wie dem Bauer das Aderlassen. Sehen Sie, es war vergangenen Montag — nein, Dienstag — ach, was schwatz' ich doch — na, Anfang und Ende reichen sich die Hände, aber ich muß doch die Geschichte in der Ordnung hererzählen, denn sonst werden Sie ja nicht klug daraus. Also, erst von dem Papierkorb zu reden, — Sie wissen doch, daß ich 'nen Papierkorb habe — nein, Sie wissen's nicht — na, einerlei — er hat nämlich dem verstorbenen Pietschmann gehört — Gott hab' ihn selig — und als nun der bei mir einzog — der Doctor nämlich — da dacht' ich, der ist ja auch so'n Federfuchser und kann das alte Ding vielleicht gebrauchen; und da stellte ich denn den

Papierkorb neben seinen Schreibtisch. Und da warf er auch alle Tage ganze Haufen von seinen alten nichtsnutzigen Schreibereien hinein. Na? Merken Sie schon, wo der Hund begraben liegt? — Nicht? — Ja, nur Geduld, beim Auskehren wird sich's finden, wer in der Stube hofirt hat, pflegt man zu sagen, und das paßt hier, wie der Kork in der Flasche; denn als er nun wieder auszog, da hatte er gewaltig viel mit seinen Papieren herumzurumoren. Potzblitz und kein Ende, was war das für ein Ordnen, Zusammenbinden, Versiegeln, Zerreißen und Verbrennen! Die halbe Nacht hörte ich ihn in seiner Stube wirthschaften, und alle Augenblicke wurden ganze Haufen Papiere in den Ofen geworfen, und das braunte und knisterte und knasterte — ach, du mein Jemine — ich dachte, er wolle mir das Haus über dem Kopfe abbrennen, der schlechte Mensch. Da zog er endlich aus mit seinen Siebensachen — Gott weiß, es war nicht viel, was er hatte — ein Trödeljude hätte keine zehn Thaler für die ganze Bescherung gegeben — und nun ging's an ein Auslüften, Scheuern, Putzen und Reiben, wie Sie sich wohl denken können. Die alte Dorthe Grönsöker hatte einen ganzen Tag vollauf damit zu thun. Aber, was ich eigentlich sagen wollte — bitte, Kind, laufen Sie nicht so schnell, ich bin ganz außer Athem — puh! Also —

wo war ich denn nur? Ja, richtig, als nun an seiner Stelle die Frau Majorin bei mir einzog, da nahm ich den Papierkorb wieder fort — denn, du lieber Himmel, dachte ich, was macht eine Majorin mit einem Papierkorb? — und trug ihn auf die Rumpelkammer. Und da mir in der vorigen Woche gerade das Papillotenpapier ausgegangen war, fiel mir ein, es könnte in dem Korbe sich noch einiges finden — und nun entsinne ich mich auch, es war doch am Montag, wie ich zuerst sagte; aber das ist nun ganz einerlei. Und wie ich nun so im Korbe herumkrame, was war das für ein Durcheinander von Briefcouverten, Rechnungen, Quittungen und was weiß ich, nur — dem Himmel sei's geklagt — kein einziges vernünftiges Stückchen Papillotenpapier; denn Alles war kurz und klein zerrissen und zusammengeknittert. Na, denk' ich, zum Anzünden wird's immer noch gut sein, und will schon den Korb wieder bei Seite stellen, da fällt mir plötzlich eine Rechnung in die Hände, eine Rechnung über Schmucksachen. Eine goldene Uhrkette, lese ich, 120 Mark. Alle Wetter, denk' ich mir, wann hat denn der Doctor einmal die Spendirhosen angezogen? Und ich lese weiter: ein Siegelring 80 Mark und — nun geben Sie aber Acht — zwei Hemdknöpfe von Mosaik! Ja, wie ich Ihnen sage, zwei Hemdknöpfe von Mosaik. Nun gehen

Ihnen doch wohl endlich die Augen auf — he? Und unterschrieben war die Rechnung: Johannes Schröder, Juwelier. Und an wen war sie ausgestellt? Können Sie's errathen?"

„Mein Gott, Madame Pietschmann, reden Sie aus," bat Louise, „diese Rechnung — — —"

„Sie war ausgestellt an den Herrn Baron — na, zum Kuckuck — wie nannten Sie ihn doch — Silber, Silbersporn — —?"

„Silferkrona."

„Richtig, Silberkron, das war es."

„Wär' es möglich?"

„Möglich? O, Alles ist möglich, und damit Sie sich mit eigenen Augen überzeugen können, hab' ich Sie ja gerade gebeten, mit mir zu gehen. Aber was sagen Sie denn nun eigentlich zu der Geschichte? Ist Susanne Pietschmann eine Frau, die Rath und Hülfe schaffen kann, oder ist sie es nicht?"

„Wir Alle würden Ihnen zu großem Dank verpflichtet und des Doctors Schuld auch außer Frage gestellt sein, wenn nur — — —"

„Na, was den Dank betrifft, lassen Sie das gut sein; aber was wollen Sie mit Ihrem Wenn?"

„Wenn nur auch die Rechnung sich wirklich noch bei Ihnen finden wird."

„Ei freilich, wird sie sich finden, denn da ich sie nicht zu Papilloten gebrauchen konnte, warf ich sie wieder in den Papierkorb und der steht in der wohlverschlossenen Rumpelkammer. Aber was haben Sie denn noch, Närrchen? Sie scheinen die Geschichte noch immer nicht recht zu begreifen."

„Ich begreife in der That nicht, wie der sonst so schlaue Doctor so unvorsichtig sein konnte, dieses für ihn so verhängnißvolle Papier in Ihren Korb zu werfen, statt es mit den vielen übrigen zu verbrennen."

„Das ist natürlich auch nur durch ein Versehen so gekommen. Sehen Sie, Louise, so was ist immer Schicksal, reines, pures Schicksal. Wenn der Fuchs zeitig ist, trägt er selber den Balg zum Kürschner, wissen Sie, und es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen."

Louisens Herz pochte hörbar, als sie bald darauf neben Madame Pietschmann in der ihr wohlbekannten Polterkammer auf einem alten Koffer vor dem Papierkorbe saß. Lange Zeit fanden sie unter den zerrissenen Papieren die Rechnung nicht, und schon begann Louise zu fürchten, daß dieselbe, wiewohl Madame Pietschmann noch steif und fest das Gegentheil behauptete, zu Papilloten verwendet worden sei. Was das Suchen mühsam und lange resultatlos machte, war vor Allem

die Unruhe der Collectrice. Immer wieder warf diese Alles kunterbunt durcheinander, Untersuchtes und Nichtuntersuchtes, so daß die Arbeit oft von Neuem angefangen werden mußte, wenn sie fast beendigt schien.

Da sprang Madame Pietschmann plötzlich mit solchem Ungestüm in die Höhe, daß auf ein Haar der Koffer sammt der darauf sitzenden Louise umgefallen wäre, der Papierkorb aber mit seinem ganzen Inhalte in eine Ecke der Kammer geschleudert wurde und dort ein altes Papageienbauer umstieß, wobei einige lebensmüde Hutschachteln ihr jahrelang mühsam behauptetes Gleichgewicht verloren, eine mißvergnügt dreinschauende Theekanne in bedenklicher Weise zu wackeln begann und zwei henkellose Terrinen von sehr sauertöpfischem Aussehen die Deckel einbüßten.

„Ich hab' sie, ich hab' sie!" rief die Collectrice, unbekümmert um die angerichtete Zerstörung, „o ich wußt' es ja — jetzt bist Du geliefert, mein guter Doctor!"

Und die würdige Frau vergaß in dem Maße die Enge des Raumes und ihren eigenen beträchtlichen Umfang, daß sie wie toll umherzutanzen begann. Dabei schwang sie triumphirend die Rechnung über den Kopf, indem sie fortwährend rief: „ich hab' sie, ich hab' sie!" bis sie endlich mit der erhobenen Hand einen alters-

schwachen Bindfaden zerriß, an welchem unter einer Latte mehrere Hundert Wäschkluppen hingen, die ihr dann raschelnd über den Kopf fielen.

„Ach, ich glaube, die Freude hat mich ganz närrisch gemacht," lachte Madame Pietschmann, indem sie sich von den Kluppen befreite, die ihr in den Haaren hängen geblieben waren, „na, es wäre kein Wunder, wenn ein Mensch da ein Bischen über den Schwengel schlüge. Aber, du lieber Himmel, da sitzen Sie ja so mäuschenstill und traurig, als hätte sich das größte Unglück zugetragen. Freuen Sie sich doch, Louise, freuen Sie sich, Herzchen!"

„Lassen Sie mich doch die Rechnung sehen, liebe Madame Pietschmann," bat Louise.

„O, die ist richtig nach Adam Riese," betheuerte diese, „da nehmen Sie."

Ob die Rechnung nach Adam Riese richtig war, mochte für Louisen eine Frage von untergeordneter Bedeutung sein; um so genauer prüfte sie dieselbe in anderer Beziehung, und fand sie ganz so, wie Madame Pietschmann gesagt hatte. Sie war in der That von dem Juwelier Johann Schröder für den Baron Silferkrona ausgestellt und enthielt das Verzeichniß mehrerer Schmucksachen, unter welchen sich auch zwei Mosaik-Hemdknöpfe befanden. Das Papier war an zwei Stellen

zur Hälfte durchgerissen und ganz zerknittert, aber sonst unversehrt.

„Gott sei Dank," sagte Louise halblaut, „das stellt die Ehre des armen, verdächtigen Werner wieder her. Wie wird sich auch Ida freuen."

Es wurde ihr schwer, die Collectrice zu bewegen, ihr das wichtige Actenstück zu überlassen; denn diese behauptete hartnäckig, an dem schändlichen Doctor Rache zu üben sei eine Arbeit für ihre Hände, und darin wolle sie ihre eigenen Gänge machen, die Rechnung gehöre ihr, und sie wolle sie behalten. Aber Louise blieb fest und unerschütterlich, und nach vielem Hin- und Herreden, und als schon die letzten Strahlen der Abendsonne durch das kleine, schräge Dachfenster der Rumpelkammer fielen und auf die von der Collectrice angerichtete Verwüstung einen bedauernden Scheideblick warfen, war sie endlich dahin gelangt, der guten Frau begreiflich zu machen, daß der Hauptzweck, den man jetzt in's Auge fassen müsse, die Ehrenrettung Werners und nicht die an dem Doctor zu übende Rache sei; daß man aber, um Beides zu erzielen, Werner in die Lage versetzen müsse, durch Darlegung aller gesammelten Beweisstücke ein regelrechtes gerichtliches Verfahren gegen den Betrüger einzuleiten.

Widerstrebend gab endlich die Collectrice nach, und

noch in derselben Nacht schrieb Louise einen zweiten Brief an Ida, in welchen sie die verhängnißvolle Rechnung einschloß. Sie versiegelte ihn, als gegen Morgen die Collectrice gerade zum zwanzigsten Mal erwachte und endlich entdeckte, was ihr denn eigentlich während der ganzen Nacht einen unleidlichen Druck im Nacken verursacht hatte, indem sie nämlich mit vieler Mühe aus ihren Haarzöpfen eine gewaltig große und widerspenstige Wäschkluppe zog.

II.

Während jetzt in Hamburg die Begebenheiten, die wir uns zu schildern vorgesetzt haben, einen Verlauf nehmen, der für die darin verwickelten Personen in kurzer Frist eine verhängnißvolle Entscheidung herbeiführen muß, bereitet sich auch in der Villa des Grafen Landeck am Silsersee eine jener Katastrophen vor, die, wie die Meilenzeiger an der Fahrstraße, auf dem menschlichen Lebenspfade die großen Hauptabschnitte bezeichnen, in die unsere irdische Reise zerfällt.

Wir wissen, daß Hugo unter dem Einfluß eines Dranges nach Abwechslung und Thätigkeit sich alle Tage vorsetzte, der freundlichen Villa und ihren liebenswürdigen Bewohnern Lebewohl zu sagen, und dennoch nicht dazu gelangte, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Man wird uns nicht sagen, daß dieses Hin- und Herschwanken einem so schnell entschlossenen Manne wenig gezieme; denn, um rasch zu handeln, muß ein bestimmtes Ziel in's Auge gefaßt sein. Ein solches fehlte ihm

aber, und er war sich deutlich bewußt, daß das Verlangen, durch den aufregenden Einfluß schnell wechselnder Umgebungen und Erlebnisse den bittern Schmerz zu betäuben, der sein Inneres erfüllte, ein vergebliches Hoffen sei, das nie in Erfüllung gehen konnte. Ob nicht auch ein anderer Einfluß ihn zu beherrschen begann, wodurch seine Unschlüssigkeit noch vermehrt wurde, darüber vermochte er sich selbst noch keine Rechenschaft zu geben; um so mehr aber müssen wir uns eines bestimmten Urtheils darüber enthalten. Nur so viel dürfen wir behaupten: Wäre Hugo im Stande gewesen, Louise zu vergessen und die Liebe, die er von Kindheit an für sie gehegt, ungetheilt auf Amalien zu übertragen, dann hätte er ohne Rücksicht auf ihren höheren Stand, der vielleicht manchem Anderen als ein unübersteigliches Hinderniß erschienen wäre, mit der ihm innewohnenden Zuversicht und Freimüthigkeit um ihre Gegenliebe geworben. Oder hätte er in ihren Gefühlen für ihn mehr als eine bloße, noch halbkindliche Hingebung gesehen und sich zugleich sagen müssen, daß er ihre Liebe nicht im vollsten Maße erwiedern könne, so hätte er ohne Zögern einen Ort verlassen, wo sein längeres Verweilen dem jungen Mädchen nur verderblich werden konnte. Aus seinem Bleiben können wir also schließen, daß die in seinem Herzen sich bekämpfenden Gefühle noch zu sehr

einander das Gleichgewicht hielten, als daß ihm ein ruhig prüfender Blick in sein eigenes Innere, noch weniger aber in das einer anderen Persönlichkeit möglich gewesen wäre.

Uebrigens hatte dieser Zustand der Unschlüssigkeit nicht so gar lange gedauert, wie der geneigte Leser vielleicht annehmen möchte, der sich, seit wir die Villa verließen, mit uns in anderen Kreisen bewegt hat, und den Zeitverlauf nach den dort erlebten Ereignissen zu ermessen geneigt sein dürfte. Diese Begebenheiten trugen sich aber ungefähr gleichzeitig zu, und seit der gefahrvollen Segeltour auf dem Silsersee, von welcher sich die zunehmende Unruhe und Gemüthsbewegung Hugo's datirte, waren noch keine vierzehn Tage verflossen. Wie kurz dieser Zeitraum auch war, er war hinreichend gewesen, um in der gegenseitigen Beziehung der beiden jungen Leute zu einander eine große Veränderung hervorzurufen. Mit jedem Tage war es ihnen schwerer geworden, einander gegenüber den heiteren, unbefangenen Ton zu treffen, der ihrer Unterhaltung früher einen so hohen Reiz verlieh, und besonders war es Amalie, die, noch unerfahren in der schweren Kunst der Selbstbeherrschung, ein oft unsicheres, schwankendes Benehmen zeigte, das bei der Innigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Gefühle nicht selten ganz plötzlich von stiller Wehmuth zu lauter

Ausgelassenheit, von sorglosem, kindlichem Sichgehenlassen zu einer übertriebenen Sprödigkeit und Empfindlichkeit übersprang und so den Schein einer Launenhaftigkeit annahm, die sonst ihrem Charakter völlig fremd war.

Hätten Hugo's Gedanken nicht oft in weiter Ferne verweilt bei einem anderen theuren Wesen, an welchem er, trotz der vermeintlich an ihm begangenen Untreue, mit ganzer Seele hing; hätten sie sich dagegen ausschließlich mit Amalien beschäftigt, und sich weniger der Vergangenheit, mehr der Gegenwart zugewandt; hätte er, mit einem Wort, ein unbefangenes Urtheil gehabt über Alles, was in ihm und um ihn her vorging, so wäre, was sich ihm bereits als unabweisbare Vermuthung über Amaliens Gefühle aufgedrängt, zur völligen Gewißheit für ihn geworden, und manches unzweideutige Zeugniß ihrer Liebe hätte einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn geübt; bei der Kälte aber, mit der er nicht selten ein solches entgegennahm, konnten unmöglich kleine Verstimmungen ausbleiben, die oft nur Stunden, aber mitunter ganze Tage lang wie trübe, die Sonne verhüllende Nebel über dem kleinen Kreise schwebten. Einzelne Beispiele von diesen Verstimmungen möge es uns gestattet sein, zum besseren Verständniß des hier Gesagten anzuführen.

Für den See hatte Comtesse Amalie — wir erra=

then leicht, mittelst welcher Ideenverknüpfung — in letzter Zeit eine große Vorliebe gefaßt. Oft überredete sie die Eltern und Hugo zu kleinen Lustfahrten auf demselben, öfter aber streifte sie allein am Gestade umher oder bestieg das kleine Ruderboot, nahm die eigens für sie von dem ritterlichen Jacob angefertigten, höchst zierlichen Ruder zur Hand, und ergötzte sich damit, längs dem hier mit Schilf bewachsenen Ufer hinzufahren, sich irgend ein sonniges Plätzchen im Röhricht auszusuchen und sich, indem sie das Boot in eine leicht schaukelnde Bewegung setzte, auf den Wogen und zugleich in ihren Träumereien zu wiegen. Hin und wieder konnte sie auch ihrer Neigung nicht widerstehen, weiter hinauszurudern, und wenn dann ein frischer Wind über die Fläche strich, und die Wellen sich hoben und schäumend überstürzten, dann fand das muthige Mädchen einen wahren Genuß darin, ganz auf eigene Hand ein kleines Seeabenteuer zu bestehen und ihre schwachen Kräfte mit denen des gewaltigen Elementes zu messen.

So war sie eines Nachmittags — Hugo hatte ihr kurz vorher einen Strauß herrlicher Alpenrosen gebracht, der ersten, welche die Jahreszeit spendete, und sie dadurch überglücklich gemacht — wieder einmal weiter als gewöhnlich hinausgerudert, als sich plötzlich ein ziemlich heftiger Wind erhob. Er blies vom Lande her,

wohin sie jetzt eifrig zurückzurudern begann, und es wurde ihr schwer, das Boot Wind und Wellen entgegen vorwärts zu treiben. Sie arbeitete mit allem Aufwand ihrer Kräfte und dennoch, so schien es ihr, kam sie kaum vom Fleck. Endlich begann sie zu ermüden, sie mußte oft innehalten und verlor dann wieder fast so viel Raum, als sie eben mühsam gewonnen hatte. Zuletzt mußte sie sich entschließen, statt nach dem Landungsplatze bei der Villa zurückzukehren, was sie als unmöglich erkannte, einer kleineren, viel näheren Bucht zuzurudern. Da plötzlich, als sie diese neu einzuschlagende Richtung in's Auge faßte, erblickte sie Hugo, der an eben dieser Bucht auf einem niedrigen Felsenvorsprunge stand und unverwandt nach ihr hinsah. Ihr Herz schwoll vor Entzücken, als sie seiner ansichtig wurde; denn nun war ja keine Gefahr für sie vorhanden, oder richtiger, wäre eine noch größere vorhanden gewesen — fast wünschte sie es — wie herrlich, von ihm daraus errettet zu werden.

Aber er sollte sehen, wie stark, wie beherzt sie sei, wie sehr sie durch eigene Kraft und eigene Geschicklichkeit der Gefahr zu trotzen im Stande wäre. Sie fühlte jetzt keine Ermüdung mehr und griff wieder kräftig in die Ruder. Ihre Wangen glühten, freudig strahlten ihre Augen, während sie das kleine Boot allen Hinder-

nissen zum Trotz schnell vorwärts trieb. Wo war jetzt die Entmuthigung, die schon ihr Herz zu beschleichen begonnen hatte? Seine Blicke ruhten ja auf ihr; er würde sie loben, vielleicht auch ein wenig bewundern, wie sie ihn damals bewundert hatte, als er für ihre und der Ihrigen Rettung seine ganze Kraft aufbot.

So näherte sie sich rasch der Bucht. Das Wasser war hier ruhiger, denn die Heftigkeit des Windes wurde von der hohen Küste gebrochen, und pfeilschnell flog jetzt das leichte Fahrzeug dahin, während ihr Herz in Erwartung der freudigen, anerkennenden Worte, die er ihr nun bald zurufen würde, jubelte; denn gewiß, er war um sie besorgt gewesen und jetzt hoch erfreut, sie außer Gefahr zu wissen. Aber kein lauter Beifallsruf begrüßte sie, und als sie ihm nun so nahe war, daß sie in seinen Zügen den Ausdruck seiner Empfindungen lesen konnte, sah sie darin nur kalten, strengen Ernst.

„Wollen Sie zu mir in's Boot kommen," rief sie ihm zu, als sie unter den Felsen hinfuhr, auf welchem er ruhig und unbeweglich stand, „und mir helfen, die Landungsbrücke zu erreichen, denn meine Kräfte sind erschöpft."

„Streichen Sie, Comtesse," entgegnete er, „jetzt nur noch ein wenig steuerbord! — Nun werfen Sie mir das Tau zu!"

Amalie that, wie er ihr geheißen; noch immer glaubte sie, daß er in das Boot steigen würde, so bald er es an das Ufer gezogen hätte.

„Steigen Sie aus, Comtesse Amalie,“ sagte nun aber Hugo kurz, „reichen Sie mir die Hand.“

„Wollen wir denn nicht nach der Landungsbrücke zurückkehren?“ fragte erstaunt und verletzt das junge Mädchen.

„Nein,“ entgegnete er in einem entschiedenen Tone, „der Wind ist zu heftig und binnen weniger Minuten kann er zum Sturm anwachsen. Steigen Sie also aus. Das Boot können wir hier anbinden, und Jacob soll es später zurückrudern.“

Amalie stieg nun mit Hugo's Hülfe aus dem Boot, und dieses wurde an den Stamm einer jungen Kiefer, die hier aus einer Spalte des Gesteins emporgeschossen war, befestigt.

„Sie gehen ohne Zweifel nach Hause, Comtesse?“ fragte Hugo.

Ein kurzes „Ja“ war die Antwort.

„Wollen Sie mir erlauben, Sie zu begleiten?“

Amalie neigte bejahend den Kopf und sie schritten schweigend neben einander her. Ach, wie verschieden mochten die Gefühle, die ihr Herz jetzt durchtobten, von denjeni=

gen sein, die es noch vor wenigen Augenblicken vor wonnigem Schauer erbeben ließen?

„Ich halte es für meine Pflicht, Comtesse Amalie," begann endlich Hugo nach langem Schweigen mit wohl sanfter aber fester Stimme „Sie ernstlich vor diesen Ruderfahrten zu warnen. Sie sind zwar heute in keiner Gefahr gewesen; aber hätten Sie um eine Viertelstunde später die Landungsbrücke verlassen, oder wären Sie um fünf bis sechshundert Ellen weiter hinausgerudert, so hätte eine Gefahr eintreten können, der Sie nicht gewachsen sind; denn Sie sind so wenig eine Amazone, wie Sie vermuthlich nach dem zweifelhaften Ruhme dürsten, eine solche zu werden."

Also das war es, was er ihr zu sagen hatte? Er war also nicht im mindesten um sie besorgt gewesen, hatte gar keine Gefahr erblickt, da sie doch selbst einer solchen entronnen zu sein glaubte? Statt Freude über ihre Rettung, äußerte er nur Verdruß über ihre Unvorsichtigkeit und ihre Unweiblichkeit, statt ihre Kraft und Umsicht zu loben, hatte er für sie nur Warnungen, sich künftig nicht auf ihre eigenen geringen Hülfsmittel zu verlassen; ja, harte Rügen hatte sie hören müssen, als sei sie noch ein Kind, dem gute Lehren zu geben jedem Aelteren zustände. Nichts verdroß sie aber so sehr, wie von ihm als ein Kind behandelt zu werden. Die Röthe

des Unwillens stieg in ihre Wangen, auf ihre Stirn, und sie entgegnete lebhaft und gereizt:

„Ich danke Ihnen, Herr Falkner, für Ihren ohne Zweifel wohlgemeinten Rath, bitte Sie aber zugleich im Voraus um Verzeihung, wenn ich etwa vergessen sollte, ihn zu befolgen.“

„Ich kann Sie nur,“ erwiederte er ruhig und milde „in Ihrem und Ihrer Eltern Interesse recht herzlich und dringend bitten, sich keiner unnützen Gefahr auszusetzen.“

„Sehr richtig, mehr können Sie nicht thun, und, wie mir scheint, dürften Sie noch dazu, was die Form Ihrer Bitte betrifft, gewissen Beschränkungen unterworfen sein.“

Wenn ich mir Aeußerungen erlaubt habe, Comtesse, die Sie beleidigt haben, so hat nur das lebhafte Verlangen, Sie vor jeglicher Gefahr zu schützen, mich dazu hinreißen können; es thut mir leid, und ich bitte Sie um Verzeihung.“

Amalie gab keine Antwort, sie zeigte sich ganz als die Comtesse, wie in der letzten Zeit nicht selten, und Hugo zuckte leicht die Achseln.

Sie hatten einen kleinen, vor ihnen liegenden Wald noch nicht ganz erreicht, als ein gewaltiger Wirbelwind über ihre Häupter dahersauste und zwar mit solcher

Plötzlichkeit und ungeheuren Macht, daß Amalie, ihre üble Laune schnell vergessend, erschrocken den Arm erfaßte, den ihr Hugo bot, und sich fest an denselben anklammerte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mit donnerndem Getöse fuhr der Sturm durch den Wald, die schlanken Föhren beugten ächzend ihre hohen Gipfel unter der Wucht, und ihr dichtes Laubwerk wogte rauschend auf und ab, während hie und da dürre Aeste krachend zu Boden fielen.

Amalie hob das Köpfchen zu ihrem Begleiter empor und unwillkürlich begegneten sich ihre Blicke. Doch Hugo's Zartgefühl sträubte sich dagegen, seinen Triumph in ihren Augen zu lesen, er senkte die seinigen. Sie dankte ihm aber nicht nur im Stillen für seinen Edelmuth, sie sah ihm mit jenen bezaubernden Ausdruck von Unterwürfigkeit und Hingebung in's Gesicht, der für ihn etwas so unaussprechlich Rührendes hatte, und sagte schüchtern:

„Sie hatten Recht, Falkner, mich zu schelten, Recht wie immer. Dieser Windstoß hätte mich in große Gefahr gebracht. Ich will es auch gewiß nicht wieder thun, wie die Kinder sagen, wenn sie unartig gewesen sind; aber dann dürfen Sie auch nicht mehr brummen; hören Sie?“

Hugo mußte lächeln, er mochte wollen oder nicht,

und der Friede war wieder hergestellt. Ach, wie süß sind nicht diese kleinen Mißhelligkeiten zwischen Liebenden; denn wie süß ist nicht die Versöhnung. Amalie fühlte es tief. Sie war jetzt wieder so munter und fröhlich, wie vorhin, und unter heiterem Geplauder setzten Beide ihren Weg fort.

Der Friede war wieder hergestellt, sagten wir; aber leider war er es nur auf kurze Zeit. An einer früheren Stelle glauben wir erwähnt zu haben, daß Comtesse Amalie eine schöne Stimme besaß und die Nationallieder ihres Landes mit bezaubernder Anmuth und Einfachheit vortrug, sowie auch, daß Hugo, der selbst musikalisch war, sie oft Abends zum Singen aufforderte und ihr dann mit dem unverkennbarsten Wohlgefallen zuhörte. Nun hatte die junge Comtesse vor einiger Zeit aus Innsbruck ein Paquet neuer Noten erhalten und unter diesen eine Arie gefunden, die ihr besonders zusagte. Sie war aber sehr schwer, diese Arie, und es hatte ihr unendliche Mühe gekostet, sie während der Morgenstunden, wenn Hugo mit ihrem Vater und dem jungen Baron Berkheim, der auf Besuch gekommen war, weite Spaziergänge unternahm, gewissenhaft einzuüben. Aber sie ermüdete nicht in ihren eifrigen Bestrebungen, auch die größten Schwierigkeiten zu überwinden; denn gewiß, es würde ihn freuen, von

ihr ein so brillantes Musikstück zu hören, da er ja schon an: „a Sträußli will i pflücke" und „Auf der Alm, da is a Freud" so großen Gefallen gefunden hatte.

Noch am Abend des nämlichen Tages, an welchem sich das eben Erzählte zutrug, wagte sie es endlich die so mühsam einstudirte Arie zu singen. Es war die der Agathe im Freischütz:

„Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt u. s. w."

Hugo stand, wie es seine Gewohnheit war, neben dem Flügel an die Wand gelehnt und lauschte den glockenreinen Tönen der zwar schönen und ansprechenden, aber für eine Bravour-Arie wie diese doch bei weitem nicht ausreichenden Stimme. Sein Blick ruhte auf der lieblichen Gestalt der jungen Sängerin, er sah in ihren schönen Zügen den Widerschein der gehobenen Stimmung, welche der Zauber der herrlichen Weberschen Musik in ihr hervorrief; er sah, wie ein höheres Roth ihre zarten Wangen färbte und ihr Busen sich hob und senkte, als habe er nicht Raum genug für die Begestierung die ihn erfüllte. Hätte er einen Blick in ihr Herz werfen können, so hätte er darin auch noch ein wenig Stolz über ihre Leistung gesehen und das brennende Verlangen nach dem, wie sie meinte, wohlverdienten Lobe.

Die letzten Accorde verhallten, sie blickte mit strahlendem Auge zu ihm auf; aber wieder, wie am Nachmittag, sah sie in ein ernstes, ruhiges Gesicht, in welchem keine Spur des Entzückens zu lesen war, das hervorzurufen sie so innig gewünscht, so sicher gehofft hatte. Kein Wort des Beifalls ertönte aus seinem Munde.

„Sie kennen natürlich die Arie und werden sie wohl recht oft gehört haben?" fragte nach einer für sie peinlichen Pause das enttäuschte Mädchen.

„Ich hörte sie in London von der Jenny Lind und vor nicht langer Zeit in Brüssel von der Sonntag," war die lakonische Antwort.

„Dann allerdings kann Ihnen meine stümperhafte Leistung nicht genügen."

„Wenn Sie mir erlauben wollen, Comtesse, meine Meinung zu äußern, so gesteh' ich Ihnen offen, daß ich weit lieber die einfachen aber reizenden kleinen Lieder von Ihnen höre, mit welchen Sie uns zu erfreuen so oft die Güte hatten, als solche rauschende Theater-Arien, mit welchen unsere jungen Stadtdamen sich abmühen, glänzende Knalleffecte zu erzielen."

Amalie schlug das Notenbuch mit ein wenig mehr Heftigkeit zu, als es gerade unumgänglich nothwendig war, erhob sich von dem zierlichen, gestickten Tabouret,

das dabei — wir wissen nicht recht, wie es kam — umfiel, und verließ den Flügel ohne Hugo einer Antwort oder auch nur eines Blickes zu würdigen. Er sah ihr mit einem kaum wahrnehmbaren, ruhigen Lächeln nach, hob das Tabouret wieder auf und stellte es auf seinen früheren Platz. Den ganzen Rest des Abends hatte Amalie für ihn nur kurze, einsilbige Antworten, für den Vetter Berkheim aber manch freundliches Wort und süßes Lächeln. Auch der folgende Tag verlief in dieser Weise, doch hatte jetzt Amalie Zeit gehabt sich die Sache zu überlegen. Sei er nicht um so achtungswerther, fragte sie sich, je weniger er sich herablasse gegen seine Ueberzeugung leere Schmeichelworte zu sprechen, die ja doch nur dazu dienen könnten, ein wirkliches Lob, wenn er ja zu einem solchen sich veranlaßt fühlte, abzuschwächen? Und konnte sie in der That auch ein Lob beanspruchen? Hatte sie sich nicht einer Aufgabe unterzogen, deren würdige Lösung selbst einer Sängerin vom Fach schwer fallen mußte, und wäre demnach sein Beifall nicht eine Ermunterung gewesen, auf einem Wege weiterzugehen, den sie von vornherein nicht hätte betreten sollen? O, er hatte wieder Recht gehabt, und die verwünschte Arie, die ihr jetzt geradezu verhaßt war, wollte sie nie, nie wieder singen. So setzte sie dem kleinen Hochmuthsteufel, der in ihrem Herzen

hauste, so lange zu und bearbeitete ihn so kräftig, bis er sich endlich ganz verdutzt und beschämt in ein winziges, verborgenes Eckchen zurückzog und nicht mehr zu mucksen wagte. Und als nun am Abend nach dem Thee Hugo sie recht freundlich und eindringlich bat, ein wenig zu musiciren, setzte sie sich an den Flügel, und „a Sträußli will i pflücke“ war noch nie so volltönig und anmuthig über ihre rosigen Lippen gegangen wie jetzt. Ein Blick seines Auges war Dank und Lohn in reichlicher Fülle, und wieder pochte das junge Herz von überströmender Freude. So glich das Verhältniß zwischen Hugo und Amalien dem Monat April, der zwar mit seinem warmen Sonnenschein Tausende von Keimen aus der Erde lockt und Tausende von farbigen Blüthen entfaltet, welche die Luft mit würzigem Wohlgeruch erfüllen, aber auch manchen Gewittersturm über die grünenden Fluren hinsendet und mit seinen Nachtfrösten oft die zarten Triebe zu tödten droht.

Daß die beiden jungen Leute und das Verhältniß, welches, wie sie wohl annehmen zu dürfen glaubten, zwischen ihnen sich heranbildete, oft der Gegenstand geheimer Besprechungen und Berathungen zwischen dem Grafen und der Gräfin war, brauchen wir kaum zu sagen. Der Graf bestritt jetzt nicht mehr wie früher das Vorhandensein einer stets wachsenden Zuneigung, wenigstens

von Seiten Amaliens; er hatte beide in letzterer Zeit genau beobachtet, und die Gräfin hatte ihm überdies ihre mannigfaltigen Vermuthungen und Folgerungen so oft wiederholt, daß er Hugo bereits als seinen künftigen Schwiegersohn betrachtete; denn was ist man auch geneigter zu glauben, als was man wünscht! Von jenen Symptomen, die sich der Gräfin in ihrem erfahrungsreichen Leben stets als die treuen Begleiter verliebter Jünglinge geoffenbart, entdeckte sie freilich bei Hugo keine Spur. Bei ihm war von keinem Liebäugeln, Seufzen und Aechzen die Rede, er lispelte keine zierlich gedrechselten Complimente und marterte seine Erfindungsgabe nicht, um Amalien alle Tage allerliebste kleine Aufmerksamkeiten zu erzeigen, er legte keine sentimental-süßlich-larmoyante Gemüthsverweichlichung an den Tag, erging sich nicht, so viel sie wußte, Abends im silbernen Mondenschein, zeigte keine plötzlich erwachte Passion für das Zitherspiel und wurde eben so wenig dabei ertappt, daß er kleine, mit „des Veilchens Traum“ oder „Stille Sehnsucht,“ überschriebene Ergüsse schwärmerischer Poetasterie auf rosenrothes Papier kritzelte. Auch gewahrte man an ihm durchaus nicht die Neigung, seine braunen Locken in der Mitte zu scheiteln und sie, wie ein Bologneserhündchen seine Ohren, zu beiden Seiten herabhangen zu lassen; er verrieth keine Vorliebe für lose umgeschlun-

gene, schmale Cravatten und verschwendete nicht übertrieben viel an Parfümerien und wohlriechenden Seifen, ja, nicht einmal die sonst unvermeidliche Blässe lag auf seinen Wangen, noch weniger war eine Abnahme seines Appetites bemerkbar.

Nun müssen wir zwar der Gräfin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzuräumen, daß sie bei Hugo von Herzen gern den Mangel an diesen Kennzeichen wahrer Liebe übersehen hätte, wenn es ihr nur sonst möglich gewesen wäre, aus einem so festen, ruhigen, sein Gleichgewicht nie verlierenden, seine Selbstbeherrschung nie verläugnenden Liebhaber klug zu werden. Daß er an Amalien ein großes Interesse nahm, ja, sie recht innig in's Herz geschlossen hatte, war ihr zwar unverkennbar, sie war überzeugt, daß er jederzeit bereit sein würde, für das Wohlergehen ihrer Tochter Alles zum Opfer zu bringen und mit Gefahr seines Lebens jede Gefahr von ihr fern zu halten.

Aber waren seine Gefühle für Amalie vielleicht nur die eines treuergebenen Freundes, eines Bruders? O nein! — sie sagte sich mit vollem Rechte, daß solche übersinnliche, alles Irdische verläugnende Empfindungen nur in dem kranken Gehirn eines überspannten Dichters, aber nimmer in der Wirklichkeit Wurzel fassen können. Liebe war es wirklich, was er für sie empfand, wenn

auch eine Liebe ohne die gewöhnliche Beimischung von Sentimentalität. Hierbei blieb die Gräfin stehen, indem sie den weisen Entschluß faßte, der Sache ungehindert ihren freien Lauf zu lassen, statt den Mißgriff zu begehen, den sich die Mütter so oft zu Schulden kommen lassen, in das Vertrauen ihrer Töchter sich vorschnell einzudrängen und durch Ausfragen und Abmahnen, kluge Rathschläge und Vorstellungen noch schlummernde Gefühle zu erwecken und noch formlose Phantasiegebilde in den Kreis reiflicher Erwägungen zu ziehen. Die sehr vernünftige Dame begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß Amalie, wenn sie, sich selbst überlassen, ihre Empfindungen genau genug geprüft haben würde, um ihre wahre Natur zu erkennen, sich aus eigenem Antriebe und mit vollem kindlichen Vertrauen ihr in die Arme werfen würde, um ihr, der Mutter, Alles zu sagen, ohne auch nur das Geringste zu verhehlen. — Doch wir haben in der Villa einen Gast gefunden und halten es für geeignet, über ihn dem Leser einige Worte zu sagen. Baron Berkheim war der Neffe des Grafen, jener Neffe, dessen Verbindung mit ihrer Tochter — wie sich der geneigte Leser noch entsinnen wird — der Gräfin früher als so wünschenswerth erschienen war. Und die Gräfin hatte in der That nicht Unrecht, diese Verbindung als eine für Amalie Glückverheißende zu betrachten; denn der

junge Baron, der in seinen Knabenjahren schon oft die Sommervacanz bei dem Grafen, seinem Onkel, verlebt und damals schon für seine schöne kleine Cousine eine kindliche, aber deshalb nur um so dauerndere Neigung gefaßt hatte, vereinigte in sich alle jene Eigenschaften, welche die Mütter am höchsten schätzen, denen das Wohl ihrer Töchter am Herzen liegt.

Hugo fand gleich von der ersten Stunde an ein großes Wohlgefallen an ihm, und wir kennen Hugo hinlänglich, um hieraus einen für den jungen Baron günstigen Schluß zu ziehen. Mit Hugo selbst hatte er zwar nicht die mindeste Aehnlichkeit! im Gegentheil lassen sich kaum entschiedenere Contraste denken, als diese beiden bildeten; denn Berkheim, ernst, sinnig, in sich gekehrt, trat höchst bescheiden, fast schüchtern auf und zeigte in Allem, was er sprach und that, jenes Mißtrauen gegen sich selbst, das nicht aus dem Mangel an moralischer Stärke und gereiftem Verstande hervorgeht, das vielmehr nur Solchen eigen ist, welche diese Eigenschaften in hinreichendem Maße besitzen, um der Gefahr der Selbstüberschätzung zu entgehen und Anderen gerecht zu werden.

Wenn wir hier über den jungen Baron ein großes Lob aussprechen, und ihn zugleich als den diametralen Gegensatz zu Hugo bezeichnen, so wollen wir damit doch selbst-

verständlich keinen Tadel gegen Hugo äußern, etwa als sei dieser eitel auf seine Vorzüge oder anmaßend in seinem Benehmen. Wir haben nur die Bescheidenheit, die aus einer unbeirrten Selbsterkenntniß hervorgeht, als eine lobenswerthe und liebenswürdige Eigenschaft charakterisiren wollen, wogegen wir das edle Selbstvertrauen und die feste Zuversicht, die aus dem vollen Bewußtsein inneren Werthes und vielfach erprobter moralischer Kraft und Ueberlegenheit entspringen, eine bewundernswerthe nennen möchten. Waren Berkheims Vorzüge aller Anerkennung würdig, eben weil sie sich bescheiden der Beobachtung entzogen, so waren es jene Hugo's gewiß nicht weniger, indem sie sich ohne alle Zurschautragung und Selbstüberhebung offen kundgaben.

Zwei solche Naturen, so verschieden sie immer sein mögen, verstehen sich leicht; sie haben gewissermaßen wie die entgegengesetzten Elektricitäten das Bestreben nach gegenseitiger Ausgleichung. Es darf uns daher nicht wundern, daß sich die beiden jungen Männer schneller als es sonst zu geschehen pflegt, einander mit der wärmsten Freundschaft anschlossen, obgleich es einerseits dem Baron eben so wenig entgehen konnte, welche Gefühle seine Cousine in der Tiefe ihres Herzens für Hugo

berge, als anderseits diesem, wie sehr das des jungen Barons an dem schönen Mädchen hing.

Von Eifersüchteleien war in der That bei den beiden Männern gar nicht die Rede, bei Hugo nicht, weil, selbst wenn er Amalien alle Liebe gewidmet, die sein Herz zu fassen vermochte, sein offener und biederer Charakter doch jeder kleinlichen Empfindelei durchaus unzugänglich gewesen wäre; bei dem Baron nicht, weil er außerdem noch die stärker ausgeprägte Männlichkeit und höhere Genialität seines neuen Freundes willig anerkannte, und weil seine stille, nie geäußerte Zuneigung für die Cousine eine zu uneigennützige war, als daß er es ihr hätte verdenken mögen, daß sie einen Mann von so glänzenden Eigenschaften ihm vorzog. Daß Berkheim über das Scheitern seiner lang genährten Hoffnungen einen tiefen Schmerz empfand, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber es war ein Schmerz ohne Bitterkeit, und seine Verzichtleistung war weder von dem Stachel beleidigter Eigenliebe noch dem Gifte des Neides und der Mißgunst begleitet.

Was die äußere Erscheinung des jungen Barons betrifft, so wollen wir nur sagen, daß dieselbe ohne gerade schön zu sein, in hohem Grade einnehmend war, und daß sein ganzes Benehmen die Eleganz und Anmuth zeigte, die nur auf eine sorgfältige Erziehung und

die Vertrautheit mit den in gebildeten Kreisen üblichen Formen verleihen können. Namentlich in den ersten Tagen seines Verweilens in der Villa zeigte sich oft in des jungen Mannes Zügen eine auffallende Blässe und ein gewisser Zug von Abgespanntheit, doch dies waren keine Zeichen von Kränklichkeit oder gar von Blasirtheit, sondern vielmehr nur die Folgen des unermüdlichen Fleißes und der Anstrengung, mit welcher er seit langer Zeit seinen Studien obgelegen hatte. Das Studium aber, welches er sich erwählt, war das der Arzneikunde, das zwár seinen Familienverhältnissen wenig entsprach, um so mehr aber seinem ernsten, zur Forschung in dem weiten Gebiete der Natur sich hinneigenden Geiste. Ob er dabei nur einem inneren Drange gehorcht hatte, ohne zugleich den bestimmten Zweck in's Auge gefaßt zu haben, seine Kunst auch praktisch zu üben, darüber enthalten wir uns jedes Urtheils; genug, daß er sein Examen an der Universität zu München vor kurzem mit Auszeichnung bestanden hatte und nun der Einladung seines Onkels, auf einige Zeit das enge Studierzimmer und die Stadtmiasmen mit der freien, herrlichen Natur und der frischen Bergesluft zu vertauschen, freudig gefolgt war.

Wir müssen es für jetzt dahingestellt sein lassen, ob Amalie für ihren Cousin je andere Gefühle gehegt

hatte, als die fast schwesterliche Zuneigung für einen nahen und lieben Verwandten. Aus ihrem jetzigen Benehmen gegen ihn waren keine sicheren Schlüsse zu ziehen; denn jetzt war ihr ganzes Fühlen und Denken ausschließlich von einem schönen und wonnigen Traum in Anspruch genommen, und nur was von diesem, ihr so neuen, herrlichen und mächtigen Zauber ausgehend, ihr Inneres durchdrang, nur das spiegelte sich auch in ihrem äußeren Wesen und Benehmen ab und warf auf ihre Umgebung seine hellen Reflexe. War sie gegen Verkheim ungewöhnlich freundlich, oder beachtete sie ihn weniger als sonst, oder schmollte sie manchmal sogar ein wenig mit ihm, so stand dieses stets im vollsten Einklange mit ihrer augenblicklichen Gemüthsstimmung und dieser lag wiederum eben so sicher irgend einer der kleinen Zwischenfälle zu Grunde, an denen, wie wir gesehen haben, ihr Verkehr mit Hugo so reich war. Wer möchte es übrigens einem jungen, lebhaften, in ländlicher Einfachheit und Abgeschiedenheit aufgewachsenen Kinde verdenken, daß es noch nicht die Selbstbeherrschung besaß, die nur durch eine lange Reihe von harten Prüfungen und bitteren Enttäuschungen gewonnen wird? Der Baron hingegen besaß sie in hohem Grade, mochte er sie nun auf diesem Wege erlangt haben, oder mochte

sie ein Grundzug seines Charakters sein. Mit unerschütterlichem Gleichmuth und einer sich stets gleichbleibenden, sanften Ergebenheit ertrug er ihre schnell wechselnden Launen und nur ein stiller Seufzer entstieg manchmal seiner Brust, wenn er daran dachte, aus welcher Quelle sie flossen.

III.

Die Bewohner der Villa waren zwei volle Tage in das Haus gebannt gewesen; denn der Gott Pluvius, der launenhafteste der ganzen olympischen Schaar, hatte — nach dem Dafürhalten seines Hausarztes, des Aeskulap, in einem Anfall von Hydromanie — alle Schleusen des Himmels sperrangelweit geöffnet und durch sein gröbstes Sieb herabströmen lassen, was nur immer durch konnte, bis droben im Himmel ein fühlbarer Wassermangel entstand, und Pluvius, dem Gebote der Vernunft und Moral, sowie den ernstlichen Ermahnungen seiner Collegen Gehör gebend, die Schleusen, Siele und Abzugscanäle wieder schloß. Hierbei hätte es der gute Pluvius füglich sollen bewenden lassen; doch hatte er nun einmal seine tückische Laune und hing, dem Helios zum Possen, mit dem er überhaupt nicht auf dem besten Fuße stand, das Himmelssieb zum Trocknen an das große Sonnenthor, wo es am nächsten Morgen Aurora zu ihrem Entsetzen entdeckte und mit

den äußersten Spitzen zweier ihrer Rosenfinger herabhob und bei Seite warf. „Pfui Teufel!" rief Helios und spuckte dabei verächtlich aus, „was ist denn das für ein garstiges Hausgeräth?" „Das Sieb des Pluvius," lispelte Aurora. „Des Plu — — —!" schnaubte der heißköpfige Helios, „na, warte, dem sollen doch gleich die rothglühenden, Schmelzofenhitze und Blitze sprühenden Sonnenstrahlen sein wässeriges Gehirn zu Asche verbrennen!" Und er war schon im Begriff aus dem Sonnenwagen zu springen, als — — — doch, hilf Himmel! — auf welche homerische Abwege verirren wir uns da! Was hier auf Erden geschieht, macht uns in der That genug zu schaffen, und wir brauchen uns wahrlich nicht noch obendrein um das nicht immer feine Treiben der Olympischen zu kümmern. Lassen wir, verehrter Leser, in Gottes Namen die Götter schalten und walten, wie es ihnen gut dünkt, und begeben wir uns lieber in den Gartensalon der Villa, wo wir die gräfliche Familie und ihre beiden Gäste, Hugo und den jungen Baron von Berkheim, bei dem ersten Frühstück treffen.

„Dem Gott Pluvius," sagte der Graf, als alle um den großen runden Tisch Platz genommen hatten, „dem Gott Pluvius scheint doch endlich das Wasser

ausgegangen zu sein, und der Tag verspricht schön zu werden. Ich möchte deshalb einen Vorschlag thun."

„Ach ja, Papa," rief Amalie erfreut und stellte die so eben zur Hand genommene Kaffeekanne wieder hin, einen Vorschlag, aber einen recht großartigen, einen, der uns nach dem langen Stubenhocken eine rechte Abwechslung verschafft."

„Nun, ich hoffe, der meinige wird sich Deiner Beistimmung zu erfreuen haben, carina mia," entgegnete lachend der Graf. „Der Gottlieb sagt mir nämlich so eben, daß der Wasserfall droben am Kreuzberge eine so ungewöhnlich große Wassermenge führe, wie er es selten oder nie gesehen habe. Wie wäre es, wenn wir einen Ausflug dahin machten?"

„O herrlich, herrlich!" rief Amalie, „dafür soll der Papa auch eine ganz prachtvolle Tasse Kaffee haben." Und sie kredenzte mit einem tiefen Knixe dem Grafen eine solche auf einem kleinen silbernen Präsentirteller.

„Mama, was sagst Du dazu," fuhr sie fort, indem sie sich an die Gräfin wandte, die in einem weichen Fauteuil zurückgelehnt, die Hand vor die Stirn hielt und ungewöhnlich blaß aussah.

„Ich finde den Vorschlag vortrefflich, mein Kind," sagte mit einer etwas matten Stimme die Gräfin, nur

wird man mich entschuldigen müssen, daß ich an dem Ausfluge keinen Theil nehme."

„Und warum denn nicht, Mama?"

„Weil ich die Nacht nicht gut geschlafen und deshalb ein wenig Kopfschmerz habe."

„O, der Kopfschmerz kommt nur von der dumpfigen Stubenluft; draußen im Freien wird er wieder vorübergehen."

„Nein, liebes Kind, laß mich zu Hause bleiben und der Ruhe pflegen, das wird für mich besser sein."

„Dann bleib' ich aber bei Dir, Mamachen," sagte Amalie, indem sie sich liebevoll an die Mutter schmiegte und ihr mit der kleinen weichen Hand über die Stirn strich.

„Nein, meine liebe Amalie," erwiederte die Gräfin, „das darfst Du nicht. Warum sollte ich Dich einer Freude berauben? Ich habe ja die Resi, mich zu pflegen."

„Dann wollen wir aber auch die Tour zu Pferde machen und nicht in dem langweiligen Wagen," sagte das lebhafte Mädchen, durch die Hinweisung auf Resi leicht beruhigt.

„Ei, ei, das *wollen* wir?" lachte der Graf.

„Das heißt,“ verbesserte sich Amalie schnell, „wenn der gnädige Herr Papa und die hohen Gäste es genehmigen.“

„Der gnädige Herr Papa hätte nichts dagegen,“ antwortete der Graf, „wenn nur Dein Pony nicht immer noch lahm wäre.“

„Ach, wie ärgerlich,“ sagte Amalie und ließ das Lockenköpfchen hangen, „die Lucie hätte doch wahrlich auch was Gescheiteres thun können, als sich den Nagel in den Huf zu treten. Könnten wir ihr nicht etwas unter dem Fuß binden, daß sie recht weich auftritt?“

„Zum Beispiel ein Kopfkissen,“ meinte der Graf lachend.

„Oder, weißt Du was, Papa?“ rief Amalie. „Ich reite die Lady; ja, ja, so wird's gehen!“

„Die Lady ist aber ein wenig wild, und an den Damensattel nicht gewöhnt,“ warf der Graf kopfschüttelnd ein.

„O, die Lady ist meine sehr gute Freundin und wird es sich gewiß als eine besondere Ehre anrechnen, mich zu tragen, und sich fein artig dabei benehmen. Ich habe sie ja auch schon früher geritten, entsinnst Du Dich noch, Papa, als wir einmal nach Casaccia hinauf ritten, und dann noch einmal später, als der Onkel Moritz hier war. O herzlieber, allergnädigster Herr

Papa," fuhr sie fort, indem sie dem Vater liebkosend die Wange streichelte, „sei heute einmal recht artig und fügsam. Nicht wahr, es bleibt dabei, ich reite die Lady."

„Und welches Pferd bestimmst Du denn mir, Schmeichelkätzchen?" sagte der zum Nachgeben schon geneigte Graf. „Den schwarzen Hengst etwa, der so unbändig und hartmäulig ist, daß ich noch in allen Gliedern die traurigen Folgen meines letzten Rittes auf diesem Teufel von Pferd fühle?"

„Du bekommst den Schimmel, Papachen," entgegnete Amalie, die für Alles Rath wußte, „der Vetter nimmt das eine Wagenpferd, und den Schwarzen soll Herr Falkner haben."

„Herr Falkner wird Dir für Deine Freundlichkeit Dank wissen."

Amalie wandte sich mit einem bittenden Blick an Hugo.

„Geben Sie mir nur den Schwarzen, Comtesse Stallmeisterin," sagte dieser lächelnd, „und wenn seine Seele auch noch schwärzer wäre, als sein Fell. Ihnen zu Gefallen will ich gern jede beliebige vierbeinige Creatur reiten, wenn es nur kein Hippogryph ist, denn bei diesem hört meine Reitkunst auf."

„Hörst Du, Papa?" rief Amalie. „Herr Falkner

macht sich anheischig, jedes in die Naturgeschichte als Vierfüßler bezeichnete Geschöpf, ja, selbst wilde, blutgierige Löwen und bengalische Tiger zu besteigen, wenn es sein müßte. Darf ich klingeln?" fügte sie hinzu, indem sie nach der Thür hüpfte, die Glockenschnur ergriff und, ohne die Antwort abzuwarten, zog. Fast in demselben Augenblick trat der Bediente in's Zimmer und empfing von dem Grafen die nöthigen Befehle.

Eine halbe Stunde später sprengte die kleine Cavalcade über den gepflasterten Hofplatz, die Gräfin aber stand auf der zu beiden Seiten mit herrlichen in Kübeln gepflanzten Staudengewächsen ausgestatteten Freitreppe und winkte unter freundlichem Kopfnicken den oft Zurückgrüßenden mit ihrem Taschentuche. Ihr Blick weilte dabei mit innigem Wohlbehagen auf der schlanken Gestalt der Tochter, die im langen flatternden Reitkleide und dem schwarzen Filzhute, der so keck auf ihren vollen braunen Locken saß, einen gar lieblichen Anblick darbot, einen Anblick, der wohl jedes Mutterauge erfreut haben würde. Wie fest und sicher saß sie nicht im Sattel, wie geschickt wußte sie nicht das graciös courbettirende Pferd zu lenken, wie frisch waren nicht die Rosen ihrer Wangen und wie feurig der Glanz ihrer vor Freude strahlenden Augen!

Das mochten aber auch noch Andere finden, denn

der contemplative Haushofmeister vergaß, während er seiner jungen Herrin nachsah, die Prise zur Nase zu führen, die er schon zwischen den Fingern hielt, und auch seine jüngeren Collegen von der Livrée konnten lange nicht ihre Augen von ihr abwenden; dann aber, gleich als ob eine tröstende Stimme in ihrem Innern ihnen zugeflüstert hätte, daß auch sie nicht aller Reize entblößt wären, drehte der Kammerdiener mit einem süßlichen Lächeln seinen gewichsten Schnurrbart in die zierlichsten Pfropfenzieher, die man nur sehen konnte, und Christian ließ seine Finger mit einer affectirt-schwärmerischen Augenverdrehung durch die Locken gleiten und zupfte seine Vatermörder in die Höhe, indem er sich zugleich stolz in die Brust warf. Mamsell Babette aber, das Stubenmädchen, die Küchenmagd und die Hausmagd fuhren, als sie das Stampfen der Hufe auf dem Steinpflaster hörten, mit ihren vier Köpfen so genau a tempo zum schmalen Küchenfenster hinaus, daß ihre Schädel merklich zusammenkrachten, was sie jedoch nicht abhielt, der Comtesse — vielleicht auch den jungen Männern — so lange nachzublicken, als sie dieselben sehen konnten.

Auf keinem der vielen Gesichter jedoch zeigte sich ein so plastischer Ausdruck der ungeheuersten Seelenfreude, wie auf dem bärtigen, wettergebräunten unseres

Freundes Jacob. Dieser hatte sich unten am Hofthore postirt und konnte sich, indem er seinen blanken Hut schwenkte, kaum eines lauten „Allohoi!“ enthalten, als die junge Reiterin an ihm vorbeigaloppirte und ihm freundlich zunickte.

„Braten lassen will ich mich wie einen Flunder,“ murmelte er, ihr nachsehend, vor sich hin, „das heißt erst auf der Steuerbord- und dann auf der Backbordseite, wenn das nicht das flotteste kleine Jüngferchen ist, das meine zwei Augen je gesehen haben. Die und der Capitain — oho! — und dazu ein tüchtiger Dreimaster! — Ei, Delphinen und Meerkatzen! das könnte noch 'ne lustige Segelfahrt durch's Leben werden. — Und dann — später — haha, du alte Theerjacke, könntest du noch — hop, he, hop, hei! — ne, das wär' doch zu possirlich!“

Jacob lachte recht inbrünstiglich in sich hinein und schnalzte mit der Zunge, während er zum grenzenlosen Erstaunen zweier Stallknechte und des Gärtners auf dem linken Fuße umherhüpfte, und mit den Armen gesticulirend, das rechte Knie in die Höhe hob, als stelle er sich im Geiste vor, wie er ein paar kleine Falkner darauf reiten lasse.

Der Morgen war herrlich, Gräser und Sträucher, von dem reichlichen Regen erquickt, prangten im saf-

tigsten Grün, und ein lustiger Chor kleiner, gefiederter Sänger begrüßte mit seinem tausendstimmigen Jubelliede den wiederkehrenden Sonnenschein, als die vier Reiter durch den kräftig duftenden Föhrenwald ritten, der sich längs dem Berghange hinzog. Und nicht nur um sie her war Alles frische, regsame Lebensfülle, nein, auch in ihren Herzen war heute Lust und Freude eingezogen, ja, selbst die muthigen Thiere, die sie trugen, schienen den belebenden Einfluß der Natur zu empfinden; denn sie sogen mit weitgeöffneten Nüstern die frische Morgenluft ein und wieherten freudig in den grünen Wald hinein.

Unter heiteren Gesprächen und Scherzen hatten unsere Freunde eine Stelle im Walde erreicht, wo sich der Weg theilte, indem einer, der breitere Fahrweg, sich in der bisherigen Richtung am Fuße des Berges fortsetzte, während ein schmaler, steiniger und steiler Pfad sich in vielen kurzen Windungen den Berg hinaufschlängelte. Dieser letztere war aber der nächste zum Wasserfall, und schon hatten die Reiter eine kurze Strecke auf demselben zurückgelegt, indem sie auf dem äußerst unebenen und jetzt auch noch von den heftigen Regengüssen tief durchfurchten Pfade nur langsam vorwärts ritten, als ihnen ein alter Mann in der Tracht eines Jägers und mit über der Schulter hangendem

Stutzen entgegenkam. Der Mann — es war der Forsthüter des Grafen — trat, als die Reiter sich ihm näherten, zur Seite und zog grüßend seinen breitrandigen, mit einem Gemsbart und zwei Adlerfedern geschmückten Hut.

„Guten Morgen, Liebold, woher des Weges?“ rief ihm der Graf, der für seine Untergebenen, so oft er mit ihnen zusammentraf, ein freundliches Wort hatte, entgegen, indem er zugleich sein Pferd parirte.

Der alte Jäger klopfte an seine Jagdtasche, aus welcher die Schwungfedern und gewaltigen Fänge eines Steinadlers hervorragten, und entgegnete mit einem selbstgefälligen Lächeln: „Hab' ihm doch endlich eines aufgebrannt, Herr Graf.“

„Nun, das ist brav, Liebold,“ sagte der Graf, „der wenigstens wird uns keine Rebhühner mehr wegholen. Wo hast Du ihn erwischt, Alter?“

„Droben bei der Teufelskanzel,“ war die Antwort.

„Alle Wetter, da bist Du heute schon was Tüchtiges herumgeklettert. Nun, grüß Dich Gott, Liebold, und — das hätt' ich fast vergessen — komm heute Abend zur Villa hinüber, ich habe mit Dir zu sprechen.“

Der Graf wollte dem Pferde wieder die Sporen geben.

„Mit Verlaub,“ sagte aber der Jäger und trat

einen Schritt näher an den Grafen heran, „Sie wollen, denk' ich, hinauf zum Rauschefall?"

„Allerdings ist das unsere Absicht, Liebold."

„Da müssen Sie aber schon den anderen Weg reiten, über den Kaisersberg hinauf; denn auf diesem geht es nimmer."

„Und warum denn nicht?"

„Weil der Gießbach droben von dem schrecklich vielen Regen so angeschwollen gewesen ist, daß er die Brücke unterhalb des Wasserfalls fortgeschwemmt hat."

Es wurde nun eine kurze Berathung gepflogen, und da der Weg über den Kaisersberg nicht um sehr vieles weiter war, als der, auf welchem man sich jetzt befand, so beschloß man, umzukehren und jenen einzuschlagen. Aber das Umkehren auf dem sehr schmalen Pfade, der auf der einen Seite von einer tiefen Schlucht, auf der anderen von einer steilen Felswand begrenzt war, hatte seine Schwierigkeiten; und die Pferde, namentlich der schwarze Hengst, den Hugo ritt, und die Lady, hatte die gezwungene Ruhe ungeduldig und unlenksam gemacht.

„Faß doch das Pferd meiner Tochter am Zügel, Liebold," rief diesem der Graf zu, „es ist heute ein wenig übermüthig."

Liebold wollte dem Befehle Folge leisten; aber

das Pferd wich scheu zur Seite, und bei dem Bestreben, dennoch den Zügel zu erfassen, glitt der alte Mann auf dem lehmigen, vom Regen schlüpfrigen Boden aus und fiel. Unglücklicherweise aber gerieth dadurch das Schloß seines Stutzen mit den an der Felswand wuchernden Brombeersträuchen in Berührung, eine Ranke legte sich um den Hahn und zog ihn auf; aber sie glitt wieder ab, der Hahn schlug auf das Zündhütchen nieder, und in dem Augenblick, als der Jäger dicht neben Amaliens Pferd hinstürzte, krachte der Schuß. Die Kugel schlug gegen die Felswand, prallte zurück und pfiff über die Köpfe der Reiter hin. Die Pferde wurden scheu und sprangen schnaubend rechts und links durcheinander; Lady aber bäumte sich hoch auf, machte einen gewaltigen Satz und sprengte in voller Carriere den Gebirgspfad hinan. Ein Moment genügte den Männern, sich zu überzeugen, daß Amalie die Gewalt über das Pferd gänzlich verloren hatte und sich mit Mühe im Sattel hielt.

„Jesus, die Brücke!“ rief der Graf entsetzt, „ihr nach, meine Herren!“ Und den Worten die That folgen lassend, gab er seinem Pferde die Sporen und galoppirte von dannen. Es hatte übrigens seiner Aufforderung nicht bedurft, um Hugo und den Baron Berkheim zu bestimmen, gleichfalls in gestreckter Carriere

davon zu jagen; und so stürmten denn die drei Reiter in rasender Hast der durchgegangenen Lady nach, unbekümmert um den klaffenden Abgrund zu ihrer Seite, in welchem, fast unter den Hufen der Pferde das losgerissene Gerölle prasselnd hinabstürzte, nicht achtend der großen Steinblöcke und Baumäste, womit der Wolkenbruch den Weg übersäet hatte, blind gegen alle Gefahren, die bei einem solchen Ritte auf einem solchen Wege Roß und Reiter bedrohten. Aber Lady war von den vier Pferden bei weitem der beste Renner, und trotz der unaufhörlichen Anwendung von Sporen und Reitpeitsche vermochten sie doch nicht, ihre Thiere zu einem so schnellen Laufe anzutreiben, als jener, womit diese, behende wie ein Hirsch, mit ihrer leichten Bürde in wilden Sprüngen über jegliches Hinderniß hinwegsetzte. Schon an der nächsten Biegung des Weges war Amalie ihren Blicken entschwunden.

Konnte eines der drei anderen Pferde die flüchtige Lady einholen, so war es, mittelst seiner größeren Kraft und Ausdauer, der feurige Hengst, den Hugo ritt. Und in der That war Hugo bald seinen zwei Begleitern voraus, so weit voraus, daß sie auch ihn aus den Augen verloren. Weißer Schaum bedeckte das edle Thier, Blutstropfen rannen an seinen Weichen hinab, und seine Hufe schlugen Funken aus dem harten Gestein,

während es mit vorgestrecktem Halse und dampfenden Nüstern den steilen, holperigen Pfad hinanflog; dennoch aber trieb es sein kühner Reiter zu immer größerer Schnelligkeit an.

Da — endlich! — wo abermals der Weg um einen scharfen Felsvorsprung bog, erblickte er das flatternde Gewand des Mädchens — doch nur einen kurzen Moment, und sie war wieder verschwunden. „Amalie!" rief er in seiner Todesangst, „Amalie!" und wieder bohrte er die Sporen in die Weichen des keuchenden Pferdes, schneller, immer schneller wurde der stürmische Lauf.

Ha! dort, an einem überhangenden Zweige flatterte ihr losgerissener Schleier, und dort, am Abgrunde hing ihr Hut — ängstlich spähte er nach anderen Zeichen, die ihm das vielleicht schon eingetroffene Unglück ankündigen möchten; doch jetzt erblickte er die unglückliche Reiterin selbst, und Gott sei Dank — schon näher! Hier wurde auch der Weg breiter und ebener; auf eine ziemliche Strecke hin lag er in gerader Richtung vor ihm. Jetzt konnte er sie nicht mehr aus den Augen verlieren, hier mußte er sie einholen, oder nie; denn — seine Haare sträubten sich vor Entsetzen — dort war ja schon die zertrümmerte Brücke!

Der Hengst schien von einer nicht minder bren-

nenden Begierde beseelt zu sein, als sein Reiter; in sausender Carriere, mit der Schnelligkeit des Sturmwindes setzte er das rasende Wettrennen fort. Aber schon war Amalie der Brücke ganz nah — unmöglich, sie noch zu retten — der nächste Augenblick schon mußte sie in den schauerlichen Abgrund stürzen! — Der Ruf: „Amalie!“ rang sich wieder aus Hugo's beängstigter Brust, ein nie empfundenes Grausen überlief ihn, es dunkelte ihm vor den Augen; denn jetzt — Herr des Himmels! — ihr Pferd machte einen Sprung — ein, wie von der schrecklichsten Todesangst ausgepreßter, gellender Schrei drang an sein Ohr und — doch, Gott sei gepriesen! das flüchtige Thier hatte, obgleich es nur mit den Vorderfüßen einen festen Halt gewonnen hatte, den jenseitigen Rand der Kluft erreicht und arbeitete sich empor — sie war gerettet!

Doch nein, jetzt verlor sie das Gleichgewicht, sie glitt vom Sattel hinunter und hing nun an den scharfen Felszacken des jähen Abgrundes; während ihr Pferd wie durch den ungeheuren Sprung plötzlich zur Besinnung gebracht, ruhig, aber an allen Gliedern zitternd, neben ihr stand. Wie leblos lag das Mädchen da; aber eine einzige noch so geringe Bewegung, und sie konnte hinabstürzen! „Vorwärts!“ schrie Hugo und trieb sein fast schon völlig erschöpftes Pferd mit Sporn

und Reitpeitsche an, und das wackere Thier gehorchte dem verderbendrohenden Rufe. Ein gewaltiger Satz, ein Sprung auf Leben und Tod, und Hugo war drüben!

Im Nu war er aus dem Sattel, und im nächsten Augenblick war er ihr zur Hülfe geeilt. Es war ein schrecklicher Anblick, der sich ihm darbot, als er sich über den scharfen Felsrand hinabbeugte, das unglückliche Mädchen zu erfassen. Sie war todtenbleich und ihre Züge wie vor Schrecken erstarrt, das aufgelöste Haar hing ihr wirr und zerzaust über Nacken und Schultern, während ein Blutstrom von der Stirn über ihre marmorweißen Wangen herabrann. Den einen Arm hatte sie um einen der schon morschen und halb losgerissenen Brückenpfähle geschlungen. Gab dieser nach, oder verlor sie die Kraft, sich zu halten, so mußte sie unrettbar an der jähen Felswand hinabgleiten und in dem tief unten über scharfe Klippenblöcke wild und ungestüm dahinbrausenden Sturzbach ihren Tod finden. Mit dem Ausdruck der unaussprechlichsten Todesangst sah sie zu ihm empor; aber kein Laut kam über ihre Lippen; als sie sich jedoch von seinem starken Arm erfaßt und gehoben fühlte, wich der starre Blick aus ihren Augen, ein Lächeln zog sich um ihren Mund, und mit dem leisen Ausruf: „Hugo, mein geliebter Hugo!“ schlang

sie beide Arme um seinen Hals. Dann aber sanken ihre Arme wieder schlaff herab, ihr Kopf fiel schwer auf seine Brust; sie war in Ohnmacht gesunken.

Schnell hatte sie Hugo an eine Stelle getragen, wo am Fuße der Felswand ein grüner Rasen sich hinzog. Hier legte er sie in eine halb sitzende Stellung nieder, so daß ihr Kopf auf einem mit weichem Moos überzogenen Stein ruhte. Er eilte dann in die Schlucht hinab, füllte seinen Hut mit dem eisigkalten Wasser, erklomm wieder mit Gefahr und Mühe den steilen Abhang, kniete neben sie nieder und wusch ihr Stirn und Schläfe. Aengstlich und behutsam untersuchte er die Wunde am Kopf; denn diese hatte am meisten seine Besorgniß erweckt. Zu seiner Freude und Beruhigung fand er sie jedoch unerheblich, und nur langsam quollen noch einige Blutstropfen daraus hervor. Seinen Bemühungen gelang es auch endlich sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, und bald zeigten ihm leichte Zuckungen ihrer Gesichtsmuskeln und tiefere Athemzüge das Erwachen der Sinne und die Rückkehr des entschwundenen Bewußtseins an. Sie schlug die Augen auf, starrte erst verwundert um sich und schloß sie dann wieder, als sie ihn erkannt und einen Moment mit dem Ausdruck der innigsten Liebe und Dankbarkeit angeblickt hatte.

Noch waren wenige Minuten verflossen, seit Hugo den gefahrvollen Sprung über die Kluft gemacht hatte; aber schon hörte er die donnernden Hufschläge, die ihm die Ankunft des heransprengenden Grafen und seines Begleiters, des Barons, verkündeten. Er fürchtete, daß auch sie bei dem Anblick des noch halb ohnmächtigen Mädchens den Sprung wagen möchten und rief ihnen daher zu, so bald sie nahe genug waren, um seine Stimme zu hören, daß Amalie außer aller Gefahr sei, und sie nur um Gottes willen drüben bleiben möchten, da mit ihren Pferden der Sprung so viel wie der sichere Tod sei. Aber so leicht waren die beiden Männer nicht beruhigt oder von ihrem Vorhaben abzuhalten.

„Wo Sie hinübersetzten, kann ich es wohl auch," entgegnete der Graf mit vor Angst und Aufregung bebender Stimme, und schon wollten beide ihre Pferde zu dem fürchterlichen Sprunge anspornen; da aber raffte sich Amalie halb empor und streckte abwehrend ihre Arme gegen sie aus.

„Nein, nein, ich flehe Dich an, Papa, thu' es nicht!" rief sie mit matter Stimme und schauderte bei dem Gedanken, ihren Vater über dem gähnenden Abgrunde schweben zu sehen, über welchem sie vor wenigen Augenblicken schwindelnd hing.

„Bist Du verwundet, mein geliebtes Kind?“ rief ihr der Graf zu.

Sie schüttelte den Kopf, und Hugo antwortete für sie, daß sie nur eine ganz leichte Verletzung erlitten habe, die zu gar keiner Besorgniß Anlaß gebe.

Es erfolgte nun eine lange Reihe von Fragen, Antworten und Auseinandersetzungen, bis sich endlich Amalie so kräftig fühlte, daß sie mit Hugo's Hülfe aufstehen konnte, um ihren Vater und den kaum minder um sie besorgten Baron zu überzeugen, daß sie mit heilen Gliedmaßen davon gekommen sei. Dann wurden die weiteren Maßregeln besprochen, die jetzt zu ergreifen wären, und man kam zu dem Entschlusse, daß der Graf und sein Neffe zur Villa zurückkehren sollten, um einen Wagen zu holen, mit dem sie auf dem anderen über den Kaisersberg führenden Wege bis dahin gelangen konnten, wo sich Amalie und Hugo befanden.

Amalien aber mochte der Gedanke, mit Hugo so lange allein zu bleiben, eine Beklemmung verursachen, die sie bei früheren Gelegenheiten noch nie empfunden hatte; denn sie bat wiederholt und unter sichtbarer Verwirrung ihren Vater, er möge da bleiben, da ja der Cousin allein den Wagen holen könnte. Der Graf

war indeß von der furchtbaren Gemüthserschütterung noch so überwältigt, daß er die Verlegenheit der Tochter gar nicht bemerkte, und beharrte bei seinem Vorsatz, indem er erklärte, daß, wenn er den Vetter nicht begleite, die Mutter, der man den eingetroffenen Unfall doch nicht verheimlichen dürfe, sich gar zu sehr ängstigen würde. Hiergegen ließ sich von Seiten Amaliens kein Einwand erheben, und die beiden Reiter entfernten sich in scharfem Trabe.

„Lassen Sie uns ein wenig auf- und abgehen, Herr Falkner," bat Amalie, als der Vater an der nächsten scharfen Biegung des Weges ihren Blicken entschwunden war, „ich glaube es wird mir gut thun. Sehen wir doch einmal nach der armen Lady, ob sie so gut davon gekommen ist, wie ich es bin."

Sie näherte sich dem jetzt ruhig dastehenden Pferde und streichelte ihm den schaumbedeckten Hals.

„Ich sollte Dich eigentlich schelten, Du böses, böses Thier," sagte sie, „mir einen solchen Streich zu spielen, Du!"

Sie wollte dann weiter gehen, um auch den Schwarzen zu besuchen, der nicht weit davon höchst gelassen weidete; aber ihre Kräfte verließen sie, und sie

mußte Hugo bitten, sie wieder nach ihrem früheren Platze zurückzuführen.

Hugo, der, so lange er mit der Comtesse allein war, noch kein Wort gesprochen hatte, und auf dessen Zügen ein Ausdruck des tiefsten Ernstes lag, setzte sich neben sie. Amalie liebte ihn; jetzt war jeder Zweifel gehoben. Die Entscheidung über ihre und seine ganze Zukunft war in seine Hand gegeben, und er durfte nicht zögern, das Wort auszusprechen, das unwiderruflich sie aneinander ketten, oder auf immer trennen mußte; das erkannte er und sein Entschluß war gefaßt. Es entstand eine Pause; denn auch Amalie fand keine Worte mehr, die nur von ihrer Seite geführte Unterhaltung fortzusetzen. Ein tiefes Roth stieg in ihre Wangen, ihre Blicke suchten schüchtern und verschämt den Boden, und in lieblicher Verwirrung zerpflückte sie die Blumen und Gräser, die ihre Hand erreichen konnte. Mochte sie wohl daran denken, wie er sie vor noch wenigen Minuten, tollkühn sein eigenes Leben wagend, der schrecklichen Gefahr entriß und sie, durch ihn dem schönen Leben wiedergegeben, im Uebermaß ihrer Gefühle dem theuren Manne das Geheimniß ihres Herzens verrieth?

„Wollen Sie mir erlauben, Comtesse Amalie," begann Hugo endlich „Ihnen einige Worte zu sagen,

die nur in dieser Stunde gesprochen werden können?"

Amaliens zarte Gestalt erbebte, sie wandte das Köpfchen von ihm ab und senkte es noch tiefer. Er aber ergriff ihre Hand und sprach zu ihr in so weichem, ergreifenden Tone, wie noch nie zuvor; und jedes Wort, das über seine Lippen ging, mochte tief in ihre Seele eindringen; denn die Purpurröthe, die so eben noch ihre schönen Züge bedeckte, wich allmählig der vorherigen Blässe und Thräne auf Thräne rann über ihre Wangen herab. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und weinte lange und bitterlich, als wolle ihr das Herz brechen.

Aber noch liebevoller klang seine Stimme, noch zärtlicher wurden seine Worte, bis sie endlich die Augen zu ihm erhob und ihn mit ihrem seelenvollen Blicke und einem unaussprechlich rührenden Ausdruck reiner, kindlicher Hingebung ansah. Sie umschlang wieder mit beiden Armen seinen Hals, legte den Kopf an seine Brust und weinte von Neuem, erst heftig und schluchzend, dann aber immer ruhiger. Noch manches liebevolle Wort flüsterte er ihr zu, indem er sie sanft an sein Herz drückte, und endlich beschwichtigte sich der Sturm in ihrem Inneren so weit, daß sie die Fassung gewann, ihm zu antworten. Dann aber schwiegen

beide und saßen noch lange, Hand in Hand neben einander, manchen herzinnigen Blick wechselnd, bis das Rollen des Wagens an ihr Ohr drang.

IV.

Der Rest des Tages verlief in einer Stille, die auf der Villa durchaus ungewöhnlich war und deshalb um so mehr wie schwüle Gewitterluft auf dem ganzen Hause lag.

Amalie, zu zart, um so heftigen Erschütterungen wie den heutigen, widerstehen zu können, hatte sich bei ihrer Rückkunft so entkräftet gefühlt, daß man sie aus dem Wagen heben, und in das Haus tragen mußte; die Gräfin aber hatte die Kunde von dem ihrer Tochter zugestoßenen Unfall, so schonend sie ihr auch von dem Gatten mitgetheilt worden war, doch so sehr alterirt, daß sie sich von diesem Augenblick in einer krankhaften, nervösen Aufregung befand, die ihren heftigen Kopfschmerz noch vermehrte, sie indeß nicht abhielt, am Bette ihrer Tochter die genaue Befolgung der Anordnungen zu überwachen, welche der Baron für nöthig erachtete, um, wo möglich, einem heftigen Fieber vorzubeugen. Dieser hatte sich nämlich als Arzt um die

Pflege seiner Cousine eifrig angenommen und hielt sich wiederholt und lange im Krankenzimmer auf, um ihren Zustand, der ihm um vieles bedenklicher erscheinen mochte, als gleich nach dem erlittenen Unfall, genau zu beobachten. Auch der Graf fand sich oft hier ein und stand dann sinnend und niedergeschlagen am Lager seiner Tochter. Er war überhaupt nachdenklicher und ernster, als man ihn sonst zu sehen pflegte, und augenblicklich lastete auf seinem Herzen eine bange Besorgniß' die das Kranksein seiner Tochter allein kaum zu rechtfertigen schien.

Selbst die Dienstboten im Hause zeigten sich unruhig und ängstlich. Sie schlichen leise umher, sprachen flüsternd mit einander und schüttelten bedenklich die Köpfe, so oft sie sich in der Küche, dem gewöhnlichen Rendezvousplatze, über das Befinden der Comtesse ausfragten, der sie alle ohne Ausnahme von Herzen ergeben waren.

„Der Sepperl ist schon wieder mit einem Recept nach Sils hinübergeritten," hieß es dann wohl, oder „Die Gräfin will die Nacht selbst bei der Comtesse wachen."

„Soll denn nicht der Districtsarzt geholt werden?" fragte wiederholt das Stubenmädchen.

„Ach, was soll der hier?" war die Antwort.

„Ist ja doch der Herr Baron auch Arzt, und gewiß, mir wär' er ein weit lieberer, als der alte Brummbär."

„Aber er ist doch so gar jung," warf das Stubenmädchen achselzuckend ein.

„Na, was das betrifft, neue Besen fegen am besten," entgegnete der Kammerdiener, indem er seinen Schnurrbart drehte, „das müßten Sie doch wissen, Mamsell Kathi."

Mamsell Kathi kehrte ihm den Rücken und meinte, das wäre ein sehr fader Witz.

Der Haushofmeister consumirte heute eine ungewöhnliche Menge Schnupftaback und legte oft mit sehr geheimnißvoller Miene den Zeigefinger an die Nase, wobei er aussah, wie die Personificirung einer finstern Vorahnung.

„Ja, ja," murmelte er vor sich hin, „hab' so was schon längst erwartet. Gebt Acht, es wird noch schlimmer kommen."

„Wie so, Herr Bernhard?" fragte die Haushälterin. Der Haushofmeister trat dicht vor sie hin, heftete unter seinen buschigen Augenbrauen hervor einen starren Blick auf sie und sprach mit dumpfer Grabesstimme:

„Denken Sie an den Abend, Mamsell Babette, da uns der Bootsmann etwas — sehr Merkwürdi-

ges erzählte," worauf er sich auf dem Absatz umdrehte und feierlichen Schrittes die Küche verließ.

„O Jemine!" kreischte das Stubenmädchen, „die Seeschlange!" Mamsell Babette aber erschrak so heftig, daß sie die Schüssel mit der abgetriebenen Butter, womit sie so eben die Klöße anrühren wollte, aus der Hand fallen ließ.

„Die Verlobung wird nun jedenfalls noch auf sich warten lassen," flüsterte ihr ganz leise Mamsell Kathi zu.

„An die hab' ich noch nie so recht geglaubt," war die ebenso leise Antwort.

„O, nach dem Gespräch zwischen dem Grafen und der Gräfin, das ich nicht umhin konnte — —"

„Zu belauschen; ja, ja."

„Pst!" sagte das Stubenmädchen und applicirte der Haushälterin einen leisen Klapps auf den Arm.

An der herrschaftlichen Tafel, wo sich nur die drei Herren eingefunden hatten, wurde das düstere Schweigen nur hin und wieder durch einzelne Worte unterbrochen. Jeder sah, in trübe Gedanken verloren, vor sich hin, und die verschiedenen Schüsseln wurden fast unberührt von den Dienern wieder in die Küche getragen. So war denn auch das Mahl sehr schnell

beendigt, und, ohne den Kaffee abzuwarten, trennte man sich, indem der Graf mit dem Forstwart Liebold, der sich hatte anmelden lassen, zu sprechen hatte, der Baron seine Patientin besuchen wollte, Hugo sich aber auf sein Zimmer begab.

Wer ihn hier hätte beobachten können, wie er mit verschränkten Armen und gesenkten Hauptes auf- und abschritt, hätte aus dem wechselnden, bald wehmüthigen, bald fest entschlossenen Ausdruck seiner sprechenden Züge leicht errathen, daß ernste Gedanken sein Gemüth beschäftigten. Er setzte seinen Gang lange fort und schien nicht zu beachten, daß Stunde auf Stunde entrann, indem die Strahlen der sinkenden Sonne sich allmählig von Tafel zu Tafel des parquettirten Fußbodens zurückzogen, dann die dem offenen Fenster gegenüberliegende Wand trafen und an dieser langsam hinanglitten, dann nur noch einen röthlichen Schein auf das Gesims unter der Decke warfen und zuletzt gänzlich verschwanden.

Ein lautes Pochen an der Thür unterbrach plötzlich sein Sinnen, und sein treuer Jacob trat ins Zimmer. Der Bootsmann blieb dicht neben der Thür stehen und warf einen forschenden Blick auf die Züge seines Herrn, die ihm einen bedenklichen Grad von Ungeduld und Mißmuth zu verrathen schienen.

„Mit Vergunst, Capitain," begann er dann, sich verlegen hinter dem Ohre kratzend, „hab' Ihnen da 'ne kuriose Meldung zu machen."

„Was ist es, Jacob?" fragte Hugo etwas barsch.

„Werden Sie nur nicht böse, Capitain," sagte Jacob langsam und zögernd, denn er war offenbar nicht mit sich selbst im Reinen, wie er seinen Bericht abstatten solle, „aber — hol' ihn der Henker — es ist Jemand draußen, der Sie zu sprechen wünscht."

„Nun darin finde ich nichts Curioses, Jacob."

„Kömmt d'rauf an, wer er ist und wie man's nimmt, Capitain."

„Wer ist es denn?"

„Ja, sehen Sie, Capitain," sagte Jacob, indem er ein Paar Schritte auf seinen Herrn zuging und seine rauhe Stimme zu einem leisen Flüstern herabsinken ließ, „wenn Sie ihn nicht sprechen wollen, so könnt' ich ihn ja im Handumdrehen — so — na, Sie verstehen mich."

Hugo verstand ihn sehr wohl, denn die Pantomime des zur Thür Hinauswerfens, die er mit einem kräftigen Fußtritt begleitete, ließ in der That kein Mißverständniß zu; und er mußte unwillkürlich über die drollige Geberde des Bootsmanns lachen, noch mehr aber

über sein Mienenspiel, das die grenzenlose Verachtung kundgab, von welcher er erfüllt war.

„Aber so sage mir doch," entgegnete Hugo, „wen in aller Welt Du denn eigentlich in dieser liebreichen Weise weiter expediren willst, Alter?"

„Den Doctor Schönfeld," brummte Jacob unwirsch. Hugo richtete sich hoch auf, als er diesen Namen vernahm, und sein stolzes Auge flammte vor Unwillen. Jacob aber zog sich rückwärts bis zur Thür hin, indem er halb ärgerlich, halb frohlockend in sich hineinbrummte: Wußt' es, wußt' es."

„Den Doctor Schönfeld?" wiederholte Hugo im Tone des höchsten Erstaunens und des erwachenden Zornes. „Der hier? Du irrst Dich wohl, Jacob?"

„Ne, ne Capitain," entgegnete dieser, „er ist leibhaftig hier; aber, wie gesagt, wenn Sie's mir günstigst erlauben wollten — — —" er machte wieder die sehr sprechende Pantomime — „so soll er nicht eben lange hier bleiben."

„Und er verlangt mich zu sprechen?" fuhr Hugo fort.

„Ja, er hat die Unverschämtheit; aber — wie gesagt — —."

„Führe ihn zu mir, Jacob."

„Sie wollen ihn vielleicht selbst — hm, hm."

„Er muß mir sehr Wichtiges zu sagen haben, Jacob.“

„Aber, nichts für ungut, wär’ es doch nicht besser, wenn ich — —“

„Unsinn, Alter; ich muß wissen, was diesen Mann zu mir führt.“

„Sie wollen also bloß mit ihm sprechen, Capitain?“

„Ja, was denn sonst?“

„Na, ich dachte nur,“ sagte kopfschüttelnd der Bootsmann, dem es offenbar schmerzlich war, sich von der Idee zu trennen, den Doctor zum Hofthor hinaus zu transportiren, „ich dachte nur, daß alldieweil dieser gottverfluchte Rechtsverdreher mit seinen Lurifaxereien Ihnen einmal die Luv abgewonnen und Ihnen, so zu sagen, die Braut vor der Nase weggekapert hat. — — —“

„Kommst Du nun schon wieder auf Deine alte Geschichte, Jacob?“

„Ja, die Sie nicht glauben wollen, obgleich sie wahr ist, wie das Evangelium; denn die Guste, die für die Collectrice wäscht — wie heißt sie doch gleich — — —“

„Schon gut, Jacob, schon gut.“

„Nun, lege schon bei, Capitain; aber — was ich

sagen wollt' — da dacht ich nur, daß es doch besser wäre, wenn wir ihn auf gut Seemännisch — so — und noch einmal so — und dann — oh!" Des Bootsmanns gewaltige Fäuste versetzten dem Doctor imaginäre Püffe, die ihm, wenn sie ihn wirklich getroffen hätten, unfehlbar einige Rippen gekostet haben würden.

„Nicht doch, Jacob, entgegnete Hugo in einem Tone, der keine weiteren Einwürfe zuließ, „führe den Mann zu mir, und zwar mit aller Höflichkeit."

Jacob wandte sich seufzend ab und verließ mit seinem gewöhnlichen „Sehr wohl, Capitain!" das Zimmer.

Einen Augenblick später trat der Doctor, dem Jacob die Thür öffnete, mit jenem ruhigen, gemessenen Benehmen ein, das er so wohl anzunehmen wußte, und wodurch er einen günstigen Eindruck zu machen selten oder nie verfehlte.

Wenn es wahr ist, daß das Krokodil die Menschen, die es zu verschlingen Appetit verspürt, durch die täuschende Nachahmung des Hülferufs kleiner Kinder in seine gefährliche Nähe lockt, so hatte der gute Doctor mit diesem schuppigen Ungeheuer wirklich einige Aehnlichkeit; denn er leitete seine Schurkenstreiche immer dadurch ein, daß er bei seinem Opfer sympathisch gestimmte Saiten anschlug und sich so ihres Wohlwollens

zu versichern strebte. Augenblicklich hatte er die psychischen Eigenthümlichkeiten des Mannes, mit dem er jetzt zu thun hatte, vollkommen richtig erkannt und er wußte gleich von vorn herein seiner gewöhnlichen Sanftmuth einen gewissen Anstrich der Offenherzigkeit und Biederkeit zu verleihen, die in Hugo's Herzen immer einen starken Widerhall fand. Wenn er seine Absicht nicht gleich und nicht vollkommen erreichte, so müssen wir das dem Doctor zu gute halten; denn wohl selten oder nie war er einem Manne von Hugo's Charakter entgegengetreten.

Er bat, ihm seine Freiheit zu verzeihen, als ein dem Herrn Falkner völlig Unbekannter, dessen Namen er wahrscheinlich nie gehört habe, ihn hier, in einem Hause, wo er als Gast weile, aufgesucht zu haben; er hoffe indeß, daß die Motive, die ihn dazu veranlaßt, ihm als eine hinreichende Entschuldigung dienen würden. Zufälligkeiten, wie sie auf Geschäftsreisen wohl manchmal ganz unerwartet einträfen, hätten ihn nach Innsbruck geführt, wo er — jedoch wieder ganz zufällig — von Jemand, der mit dem Grafen Landeck bekannt sei, vernommen habe, daß ein Herr Falkner schon seit einiger Zeit bei demselben auf Besuch sei. Der Name, den er in Hamburg gar oft in einem ihm lieben Kreise mit großer Achtung aussprechen hörte, habe ihn auf-

merksam gemacht, er habe weiter geforscht und sei endlich zu dem Schlusse gekommen, daß der Falkner, von dem hier die Rede gewesen, kein anderer sein könne, als der Neffe des Herrn Lüders, eines Mannes, mit dem befreundet zu sein er sich als eine hohe Ehre anrechne. Er habe nun dem Verlangen nicht widerstehen können, dem Onkel und dessen liebenswürdiger Familie über das Wohlergehen ihres theuren Verwandten Bericht zu erstatten und ihnen dadurch einen Dienst zu erweisen, für den sie Alle ihm gewiß Dank wissen würden; und da ihm nun einmal diese Idee gekommen, habe er sich die kleine, nebenbei sehr interessante Reise nach dem Engadin nicht verdrießen lassen.

Hugo hörte ihm erst mit Ungeduld, ja, mit einem schlecht verhehlten Mißbehagen zu; denn er war kein Freund von vielen Worten, und einige von des Doctors Aeußerungen klangen ihm viel zu gesucht und gekünstelt, als daß sie ihm hätten gefallen können, dennoch lag in des Mannes Wesen und Benehmen eine wohl sanfte aber zugleich feste Ruhe und ein Zug von Freimuth, die ihn nach und nach mehr zu seinem Gunsten stimmte. Er dankte ihm höflich für die Ehre seines Besuchs und die dadurch gebotene Gelegenheit, über seine Verwandte Erkundigungen einzuziehen.

Auf Hugo's Aufforderung legte der Doctor seinen

Hut ab und nahm Platz. Dann begann er, sich mit der äußersten Behutsamkeit über die Verhältnisse in der Lüdersschen Familie auszusprechen, wobei es seine erste Sorge war, seinen Zuhörer erst dunkel ahnen und dann immer deutlicher errathen zu lassen, wie gewisse zwischen ihm, dem Doctor nämlich, und Fräulein Louise Statt gehabte Beziehungen sich aufgelöst hätten. Man kann sich leicht denken, daß dies ein Gegenstand war, der Hugo's Interesse im höchsten Grade erregte. Gar zu gern hätte er noch mehr darüber erfahren, und einen Augenblick kämpfte er mit sich selbst, ob er directe Fragen an den Doctor stellen solle oder nicht. Doch sein Stolz hielt ihn davon ab und zugleich auch der Ausdruck von tiefem Seelenleiden, der sich auf des Doctors Zügen lagerte, als er nun auf die Entsagung anspielte, die des Fräuleins Abgeneigtheit, seine innigsten Wünsche zu erfüllen, ihm zur heiligen Pflicht gemacht habe, einer Pflicht, deren als Ehrenmann sich entledigt zu haben jetzt sein einziger Trost sei. Der Seufzer, der des guten Doctors innerstem Herzen entstieg, die Miene der demuthsvollen Resignation und mühsam erkämpfter Fassung, mit welcher er zu Hugo auffah, dieses Alles wäre gewiß im Stande gewesen, einen geübteren Physiognomen als Hugo zu täuschen. Wie sehr auch der junge Mann allen Ausbrüchen einer

weichlichen Gemüthsstimmung feind war, der hier berührte Gegenstand war zu sehr geeignet, sein Mitgefühl zu erregen, als daß er es dem unglücklichen Doctor ganz hätte verschließen können; er beschloß daher, jede weitere Frage über diesen Punkt zu unterdrücken, um eine noch blutende Wunde nicht schmerzhaft zu berühren.

„Ich weiß in der That nicht," fuhr der Doctor mit leicht bebender Stimme fort, „wie ich eigentlich dazu gekommen bin, über meine persönlichen Beziehungen zu Ihrer Familie zu sprechen; denn, Gott ist mein Zeuge, nichts konnte weniger in meiner Absicht liegen; nur das große Vertrauen, welches Sie mir einflößen, Herr Falkner, hat mich dazu hinreißen können. Brechen wir aber dieses Gespräch ab. Sie würden ja doch den ganzen Umfang meines Schmerzes unmöglich fassen können, da Sie das herrliche Mädchen nur als Verwandter, als Bruder vielleicht geliebt haben, während meine Liebe — eine andere war." —

„Es giebt übrigens auch" — setzte er nach einer Pause hinzu, während welcher er sichtbar bemüht war, mehr Fassung zu erringen — „es giebt auch sonstige Verhältnisse in Ihrer Familie, die leider Stoff genug zur Besprechung bieten, und über die zu berichten, da sich einmal die Gelegenheit dazu gefunden hat, ich auch

für meine Pflicht halte, ich meine" — seine Stimme sank bis zu einem von Seufzern fast erstickten Flüstern herab — „ich meine die sehr traurige pecuniaire Lage Ihres Herrn Onkels."

„Die pecuniaire Lage meines Onkels wäre eine traurige, Herr Doctor?" fragte Hugo erstaunt.

„Eine sehr traurige," wiederholte der Doctor zu Boden blickend, „ja, eine wahrhaft trostlose."

„Aber wie ist denn das möglich, Herr Doctor?"

Der Doctor sah Hugo fragend an.

„Wie ist das möglich?" wiederholte dieser, „da ja doch mein Onkel im vergangenen Herbst ein so großes und unerwartetes Glück hatte?"

„Ich weiß wirklich nicht, worauf Sie anspielen, Herr Falkner," sagte der Doctor mit einer Miene, als suche er vergeblich den Sinn zu errathen, der in Hugo's Worten liege.

„Mein Onkel gewann ja doch in der Lotterie ein großes, reiches Rittergut," fuhr Hugo fort.

„Ei, Sie wissen also nicht, Herr Falkner — —?"

„Sprechen Sie aus, Herr Doctor, ich bitte Sie."

„Nun, mein Gott, daß Ihr Herr Onkel nur durch den unverzeihlichen Mißgriff einer halb irrsinnigen Collectrice auf den Glauben gebracht wurde, er habe das Gut gewonnen?"

„Was hör' ich?“ rief Hugo, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Er hat es nicht gewonnen?“

„Ach, leider nein.“

„Und hat es mir doch selbst gesagt!“

„Sie müssen alsdann gerade während der wenigen Stunden mit ihm gesprochen haben, da er an dieses große Glück glaubte.“

„Aber das ist ja ganz entsetzlich!“ rief Hugo und begann mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. „Der arme Mann, wie bedaure ich ihn — und die gute, liebe Tante — und — — —“

„Sie haben in der That volle Ursache, Herr Falkner, sie Alle von Herzen zu bedauern; denn ihre Lage ist, wie gesagt, eine höchst traurige.“

„O mein Gott! daß ich das nicht früher erfahren habe!“

„Es wundert mich wirklich, daß Sie nicht schon längst davon gehört haben, da die Sache doch ein so großes Aufsehen erregte.“

„Ich bitte Sie, Herr Doctor,“ sagte Hugo, indem er seinen Platz wieder einnahm und seine stürmisch erregten Gefühle zu bewältigen suchte, „ich bitte Sie dringend, mir über die Lage meines Onkels Alles zu sagen, was Sie darüber wissen, mir Nichts zu verschweigen, so schlimm es auch immer sein mag.“

„Das halt' ich für meine Pflicht, Herr Falkner; auch ist Niemand so sehr im Stande, Ihnen Auskunft zu geben, als gerade ich; denn während sich alle Anderen, sowohl Freunde als Verwandte, von Ihrem Herrn Onkel zurückzogen — die Menschen scheuen ja nun einmal in ihrer Herzlosigkeit den vom Glück Verlassenen wie einen Pestbefallenen — stand ich, auch nachdem ich meine schönsten Hoffnungen scheitern sah, Ihrem Onkel zu jeder Zeit als treuer und ergebener Freund zur Seite, ihn mit Rath und That unterstützend, so viel es nur immer in meinen Kräften lag."

Nichts war Hugo so verhaßt, wie Selbstruhm; das mochte der Doctor wohl in seinen Mienen lesen, denn er suchte es keineswegs zu verbergen.

„Doch das gehört eigentlich nicht zur Sache," verbesserte sich daher der Doctor, „ich hab' es auch nur angeführt, um Ihnen zu zeigen, daß Niemand, Ihr Herr Onkel selbst nicht ausgenommen, über seine Verhältnisse so genau Bescheid weiß, als ich."

„Um so mehr muß ich es Ihnen Dank wissen, Herr Doctor, daß Sie die Güte gehabt haben, mich hier aufzusuchen."

Der Doctor verbeugte sich leicht und fuhr fort:

„Um also näher auf das einzugehen, was Sie zu wissen wünschen, Herr Falkner, muß ich Ihnen vorerst

sagen, daß die Lage Ihres Herrn Onkels eine leidlich gute war bis zu dem Augenblick, wo dieses unglückselige Ereigniß eintrat. Von da an aber verschlimmerte sie sich mehr und mehr. Die Kunde von dem großen Glücksfalle hatte sich, wie Sie sich wohl denken können, schnell über die ganze Stadt verbreitet, und einige Gläubiger, die auf ihr Guthaben wohl schon verzichtet haben mochten, stellten sich, als sie dieselbe kaum vernommen hatten, bei Herrn Lüders ein, der, wie sie ja nicht bezweifeln konnten, nun im Stande sein mußte, die längst verfallenen Wechsel zu honoriren. Sie sahen sich auch nicht getäuscht, denn Herr Lüders hatte die große Eile dieser Leute vorausgesehen und war ihnen noch zuvorgekommen. Er hatte sich an einen erprobten Freund gewandt, und dieser hatte ihn bereitwillig mit der nöthigen Summe versehen, womit er sich ohne Zögerung der drückenden Bürde entledigen konnte, die ihm schon so lange schwer auf dem Herzen lag. Daß Ihr Herr Onkel hiebei nicht stehen blieb, sondern an diesem verhängnißvollen Tage im freudigen Bewußtsein seines Reichthums noch manche nicht durchaus nothwendige aber seinen neuen Verhältnissen doch ganz angemessene Ausgaben machte, werden Sie begreiflich finden, und so kam es denn, daß er seine Schuldenlast am Tage nach der schrecklichen Enttäuschung noch beträchtlich ver-

mehrt sah. Uebrigens hatte die Sache wiederum das Gute, daß er nun statt vieler Gläubiger nur einen hatte, der ihn später nie wegen der Zahlung drängte."

„Sie wissen ohne Zweifel, wer dieser edelmüthige Gläubiger ist?"

„Ich nenne ihn nicht gern, Herr Falkner."

„Wenn ich Sie nach seinem Namen frage, Herr Doctor, so geschieht es nicht aus bloßer Neugierde; ich muß Sie daher dringend bitten, ihn mir zu nennen."

„Später, Herr Falkner, wenn Sie darauf bestehen; doch jetzt lassen Sie mich meinen Bericht zu Ende bringen. Ihr Herr Onkel ertrug, das muß ich ihm nachrühmen, mit seltenem Gleichmuth den doppelten Glückswechsel, und anfangs hatte es auch den Anschein, als würde in seinem Hause sehr bald wieder Alles in's alte Gleise kommen. Noch immer hoffte er, sich mit seiner Familie nicht nur leidlich durchzubringen, sondern sogar seinen neuen und größeren Verpflichtungen entledigen zu können, und er rechnete dabei hauptsächlich auf zwei Dinge, den Ertrag eines Holzhandels, den er damals etablirt hatte, und der recht gewinnreich zu werden versprach, und die Fortdauer einer beträchtlichen Unterstützung, die ihm schon seit mehreren Jahren, wahrscheinlich von Seiten früherer Geschäftsfreunde, zugeflossen war."

Hugo's Züge verdüsterten sich; er biß sich, wie

immer, wenn ihm etwas einen heftigen Schmerz oder Unwillen verursachte, auf die Lippen. Der Doctor schien seine Gemüthsbewegung nicht zu bemerken.

„Mit dem Holzhandel," fuhr er fort, „ging es nur eine kurze Zeit gut, dann aber immer schlechter, und zuletzt lag er völlig darnieder. Ob Mangel an Kenntniß des Detailhandels daran Schuld war, ob ungünstige Conjuncturen, oder eine zu starke Concurrenz — ich kann darüber nichts Gewisses sagen, genug, daß Herr Lüders sich bald genöthigt sah, das kleine Geschäft mit bedeutendem Verlust aufzugeben."

Ein tiefer Seufzer rang sich aus Hugo's Brust.

„Somit sah sich denn der unglückliche Mann ganz ausschließlich auf die schon erwähnte Unterstützung angewiesen; aber — was auch immer die Ursache sein mochte, vielleicht die falsche Kunde von dem ominösen Lotteriegewinn, die gar zu leicht Glauben gefunden hatte, oder, um mich deutlicher zu erklären, die man als willkommenen Vorwand benutzen mochte, sich einer lästigen Verbindlichkeit zu entziehen — sie wurde ihm genommen; Ihr Onkel war an den Bettelstab gebracht!"

Das war zu viel für den gefolterten Hugo. Nicht länger vermochte er es über sich, ruhig auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben. Schnell sprang er auf und schritt mit finster gerunzelter Stirn und fest ineinander geschlunge-

nen Armen, hastig auf und ab. Der Doctor schwieg und senkte den Blick zu Boden.

„Herr Doctor," sagte Hugo, indem er plötzlich vor diesem stehen blieb, „Sie bohren mir, ohne es zu ahnen, einen Dolch in's Herz. Diese Unterstützung — ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verhehlen — kam von mir."

Um den Ausdruck des höchsten Erstaunens, der in des Doctors Zügen lag, als er zu Hugo auffah, hätte ihn ein Schauspieler beneiden mögen.

„Von Ihnen, Herr Falkner?" stammelte er mit leiser Stimme.

„Versteh' ich Sie auch recht?" Die Unterstützung kam von Ihnen?"

„Ihr Erstaunen kann mich nicht befremden," entgegnete Hugo, „denn was Sie von meinen Angehörigen über meine Verhältnisse gehört haben werden, rechtfertigt es vollkommen."

„Ich gesteh' Ihnen offen, Herr Falkner," sagte der Doctor mit einem leichten Anflug von Ironie, „daß mir Ihre Verhältnisse als nicht so glänzend geschildert wurden."

„Ich hatte gewisse Gründe, meinen Onkel darüber nicht aufzuklären."

„Ah!“ sagte der Doctor mit einem kaum bemerkbaren Achselzucken.

„Aber zu meinen Gründen gehörte wahrlich nicht der,“ fuhr Hugo, dem der etwas spöttische Zug in des Doctors Mienen nicht entgangen war, fort, „mich einer heiligen Pflicht gegen meinen Pflegevater entziehen zu wollen; das kann ich Ihnen versichern. Als ich im vorigen Herbst nach Hamburg kam, war es meine Absicht, meinem Onkel in seiner bedrängten Lage in weit wirksamerer Weise Hülfe zu leisten, als es mir bis dahin möglich gewesen war. Nur war ich im Zweifel, ob ich ihn nicht wie früher in Unwissenheit darüber lassen solle, von wem ihm die Unterstützung zufließe; denn vor Allem wünschte ich, ihm die Annahme derselben leicht zu machen. Als mir aber nun mein Onkel von dem großen Reichthum erzählte, der ihm so unerwarteter Weise zugefallen war, da mußte ich mir denken, daß ihm eine weitere Hülfeleistung meinerseits nicht nur entbehrlich, sondern, geradezu unerwünscht und sogar lästig erscheinen würde. Daß ich also unter diesen Umständen die kleine Unterstützung aufhören ließ, werden Sie gewiß sehr begreiflich finden.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Falkner,“ entgegnete der Doctor, „so offenherzig mit mir über diese Angelegenheit zu sprechen und mir dadurch gewisser-

maßen ein Recht einzuräumen, über Ihre Handlungsweise ein Urtheil auszusprechen. Als vieljähriger Freund Ihres Herrn Pflegevaters darf ich mich wohl dieses Rechtes bedienen und thue es gern und mit allem Freimuth. Ihr Verhalten, wenn es auch nur durch einen unglücklichen Irrthum bestimmt worden ist, und so traurige Folgen es auch gehabt hat, kann ich natürlich nur billigen. Ein jeder Andere, ich selbst, hätte gerade ebenso gehandelt. Wollen Sie mir aber nun auch erlauben, einen Schritt weiter zu gehen und Ihnen ganz offen eine Frage vorzulegen?"

„Ich werde Ihnen jede Frage gern beantworten."

„Ohne Umschweife also — ich rede ja nur im Interesse Ihres unglücklichen Pflegevaters — sind Ihre Verhältnisse — Ihren guten Willen setze ich als über jeden Zweifel erhaben voraus" — Hugo machte hier eine ungeduldige Bewegung — „sind Ihre Verhältnisse noch jetzt der Art, daß Sie für Ihre in Elend schmachtenden Angehörigen etwas Erkleckliches thun könnten?"

„Ich bin reich, Herr Doctor Schönfeld," sagte Hugo kurz, „und was ich besitze, steht unbeschränkt zur Verfügung meines Pflegevaters."

„Mit diesen Worten," sagte der Doctor, indem er mit dem Ausdruck der tiefsten Rührung die Hand Hugo's erfaßte, die ihm dieser ungern überließ, „mit diesen

Worten haben Sie einen Stein von meinem Herzen gewälzt. Wahrlich, Sie wissen nicht, welch' innigen Antheil ich an dem Wohlergehen Ihrer Familie nehme; nun, Dank Ihrer edlen Gesinnung, kann ja noch Alles gut werden!"

„Was geschehen kann, um ihre Zukunft sicher zu stellen, soll gethan werden," sagte Hugo ernst.

„Ach, es ist auch weit mit ihnen gekommen," fuhr der Doctor fort, indem er sich abwandte, um seine Rührung zu verbergen, „sehr, sehr weit. Wäre nicht die kleine Beihülfe von Seiten der Töchter gewesen — — —"

„Der Töchter?"

„Fräulein Ida, die sich bei ihrer Tante, der Madame Altmann aufhält, schickte alle Monate eine Kleinigkeit, und Fräulein Louise" — des Doctors Stimme zitterte vor innerer Bewegung — „Fräulein Louise nähte bei einer Putzmacherin, wo das zartfühlende Mädchen viel, sehr viel zu erdulden hatte."

Der gefühlvolle Doctor bedeckte sein Gesicht mit den Händen; Hugo aber biß sich die Lippen blutig, während er von bitterem Schmerz überwältigt, lange sprachlos vor sich hinstarrte.

„Diese unbedeutende Beihülfe, fuhr der Doctor fort, „war aber leider für die täglichen Bedürfnisse der

Unglücklichen nicht ausreichend. Die Schuldenlast Ihres armen Onkels mußte unter diesen traurigen Umständen natürlich immer vermehrt werden."

„Indeß hört endlich der Credit und somit auch das Schuldenmachen auf!"

Der Doctor wand sich hin und her mit einer Miene, als sträube sich sein Zartgefühl dagegen, auf weitere Erörterungen einzugehen.

„Ihr Herr Onkel," sagte er endlich zögernd mit leiser, kaum hörbarer Stimme, „hatte, wie schon gesagt, einen Freund, der ihm, so weit seine geringen Mittel reichten — nun, Sie verstehen mich."

„Und diesen Freund werden Sie mir nennen, Doctor Schönfeld; meine erste Sorge wird es sein, die Schulden meines Pflegevaters zu tilgen."

„Das ist sehr lobenswerth, sehr edelmüthig von Ihnen, Herr Falkner; indeß — — —"

Die wiederholte Anspielung des Doctors auf seinen Edelmuth begann Hugo geradezu anzuekeln. Ueberhaupt war das Wohlwollen, welches er anfänglich dem Doctor zuzuwenden im Begriff war — er wußte selbst nicht wie — gänzlich geschwunden.

„Ich erfülle damit nur eine Pflicht, Herr Doctor," sagte er trocken.

„Der Freund, von dem zu reden ich, wiewohl sehr

gegen meine Neigung, genöthigt war, um Ihnen nämlich die Sachlage genügend auseinander zu setzen, würde doch sicherlich Bedenken tragen — — —"

„Und wenn," fiel Hugo dem Doctor in's Wort, „so würde ich so lange gegen seine Bedenklichkeiten ankämpfen, bis ich sie völlig besiegt hätte, da ich es nicht nur als einen Ehrenpunkt, sondern auch als ein unbestreitbares Vorrecht betrachte, meine Pflegeeltern ihrer Noth zu entreißen."

„Was Sie sagen, Herr Falkner, kann ich nicht bestreiten; denn ich fühle, daß ich an Ihrer Stelle gerade so sprechen und handeln würde."

„So bitte ich Sie denn noch einmal sehr dringend, Herr Doctor, mir den Gläubiger meines Pflegevaters, oder vielmehr seinen Wohlthäter zu nennen, damit ich ihm so bald wie möglich die vorgestreckten Summen zurückerstatten kann."

„Herr Falkner," sagte der Doctor nach einem kurzen inneren Kampfe, „Ihr so edles Benehmen überwindet meine Bedenklichkeiten. Sie haben Recht, nur Ihnen steht es zu, es ist Ihr Vorrecht — ein Vorrecht, um das ich Sie beneide — dem treuen Hüter Ihrer Kindheit in seiner jetzigen hülfsbedürftigen Lage beizustehen. Auch kann er ohne das herbe Gefühl der Demüthigung nur von Ihnen eine Wohlthat empfangen; am wenigsten

aber unter allen Menschen gerade von demjenigen, dessen Hülfe er in der letzten Zeit zu wiederholten Malen in Anspruch zu nehmen gezwungen war. Dies Letztere hab' ich mir oft gesagt, und es hat mich um so mehr beunruhigt, als der moralische Druck meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte, unter welchem Ihr Pflegevater schon seit langer Zeit sichtbar litt. Also — frei heraus — der Gläubiger des Herrn Lüders bin ich."

Das inhaltsschwere Wort war gesprochen; aber zugleich auch vor Hugo's Augen der ganze Nimbus entschwunden, in der seine wahren Absichten einzuhüllen der Doctor so sehr bestrebt gewesen war. In Hugo hatte sich dieser gänzlich getäuscht, wenn er gehofft hatte, seine Komödie in der begonnenen Weise ganz zu Ende zu spielen; denn er besaß einen zu scharfen natürlichen Blick und zu viel Welterfahrung, um sich über eine gewisse Grenze hinaus beirren zu lassen. Daß der Doctor von seinen Vermögensumständen unterrichtet war und sich einzig und allein bei ihm eingefunden habe, um sich von ihm die dem Herrn Lüders geborgten Summen zahlen zu lassen, darüber war Hugo von dem Augenblick an mit sich im Reinen, wo der Doctor gesagt hatte: der Gläubiger des Herrn Lüders bin ich. Nur in einem Punkte hatte der Doctor sich nicht verrechnet, insofern es nämlich seine Absicht gewesen war,

bei Hugo den lebhaften Wunsch zu erwecken, die Schuld zu tilgen, die sein Pflegevater bei ihm contrahirt hatte.

Die Bitterkeit der Gefühle, welche die Erklärung des Doctors in Hugo hervorrief, läßt sich in der That schwer beschreiben. „Also so weit ist es mit meinem unglücklichen Pflegevater gekommen," sagte er für sich, „daß er sich die Demüthigung auferlegen mußte, von diesem Heuchler, noch dazu dem verschmähten Bewerber um Louisens Hand, dem er sein gegebenes Wort nicht hat halten können oder wollen, ein Almosen zu nehmen. Und das mußte geschehen, während ich, seine natürliche Stütze, nichts ahnend von dem Elend, welches er erduldete, im Ueberfluß schwelgte, ja, durch die thörichte Geheimhaltung meines Reichthums ihm selbst das Mittel raubte, in würdigerer Weise seinem Unglück zu begegnen!"

„Also Sie?" sagte Hugo barsch und höhnisch, indem er den Doctor scharf fixirte. „So darf ich Sie also um die Gefälligkeit bitten, mir die Größe der geborgten Summe anzugeben."

„Sie nöthigen mich dazu, Herr Falkner," entgegnete der Doctor, indem er, um dem fest auf ihn gerichteten Blicke Hugo's auszuweichen, die Augen senkte, „Sie nöthigen mich dazu durch Ihre so entschieden ausgesprochene und, wie ich nicht läugnen kann, durchaus

richtige Auffassung dieser Verhältnisse. Indeß muß ich Sie noch einmal darauf aufmerksam machen, daß ich keine Rückzahlung beanspruche, am wenigsten von Ihnen. Die Summe ist dazu nicht unbeträchtlich, viel größer, als Sie vielleicht vermuthen dürften, und es wäre mir peinlich, wenn Sie sich durch Ihr Anerbieten für gebunden halten sollten.

„Ich bin, wie ich Ihnen schon gesagt habe, reich genug, um selbst den größten Ansprüchen an meinen Pflegevater zu genügen.“

„Jedenfalls müßte die Sache als eine rein geschäftliche erledigt werden, wie auch zwischen Herrn Lüders und mir Alles in geschäftlicher Weise arrangirt worden ist, da unsere gegenseitigen Beziehungen nicht der Art waren, daß ich ihm eine Gabe anbieten, oder er — — —“

„Zur Sache, wenn ich bitten darf.“

„Weil Herr Lüders also darauf bestand, und ich mich dessen nicht weigern konnte, wurden jedesmal über die einzelnen Summen Empfangsscheine ausgestellt. Noch vor wenigen Tagen empfing Herr Lüders eine kleine Summe von mir, und bei dieser Gelegenheit wurde eine neue Schuldverschreibung ausgefertigt, die älteren aber vernichtet. Was mir Ihr Herr Pflegevater schuldig ist, baar empfangene Summen, rückständige Hausmiethe

— denn er wohnt in meinem Hause — das Alles weis't dieser Schein aus, der einzige, den ich von ihm in Händen habe."

„Es ist selbstverständlich," entgegnete Hugo, „daß die Sache in streng geschäftlicher Weise erledigt wird, und ich wiederhole es Ihnen, je eher dies geschehen kann, desto lieber ist es mir."

„Da Ihnen die Ordnung dieser Angelegenheit so pressant erscheint, Herr Falkner," sagte der Doctor in einem etwas piquirten Tone, „so muß ich fast bedauern, den Schein nicht bei mir zu haben."

„Das ist wirklich recht Schade; denn ich stehe im Begriff, eine weite Reise zu unternehmen, über deren Ziel und Dauer ich noch ungewiß bin; Sie werden also begreifen, daß es mir darum zu thun ist, diese Angelegenheit in kürzester Frist zu ordnen."

„Ach, Sie gedenken eine Reise anzutreten; nun, da begreife ich allerdings — — aber, da fällt mir ein, — möglich wär' es — ja, in der That, es ist nicht unwahrscheinlich — —"

„Was?"

„Ich pflege auf meinen Reisen die wenigen Werthpapiere, die ich besitze, bei mir zu führen. Es ist dies eine Eigenheit von mir — — —"

„O, es ist eine sehr löbliche Vorsicht."

„Ja, denn gegen Feuersbrünste, Einbruch und Diebstahl — —"

„Weiter, mein Herr, weiter."

„Sollte sich nun der fragliche Schuldschein unter den Papieren befinden, die ich in meiner Mappe mit mir führe — —"

„Das wird er ohne allem Zweifel."

„So könnte ich Ihnen denselben — das heißt, wenn Sie durchaus darauf bestehen — schon Morgen früh vorlegen."

„Gut, also Morgen früh."

Hugo begleitete diese Worte mit einer Handbewegung, die deutlich sagte: wenn Sie jetzt gehen wollen, so will ich Sie nicht zurückhalten. Aber der Doctor verstand den Wink nicht und blieb ruhig sitzen.

„Da Sie noch kein bestimmtes Reiseziel im Auge haben," sagte er, „so würden Sie sich in Anbetracht der Umstände, die ich Ihnen mitgetheilt, vielleicht für Hamburg entscheiden. Gewiß, es würde Ihrer Familie eine große Freude sein, Sie dort zu sehen."

„Ich werde nach Italien gehen."

„Ei, nach Italien?"

„Oder nach Marokko, vielleicht auch Madagaskar."

„Sollten Sie Aufträge an Ihre Familie haben, die ich mündlich ausrichten könnte, oder mir vielleicht

Briefe mitgeben wollen, so bitte ich, ganz über mich zu verfügen."

„Sie sind sehr gütig."

„Ich darf Ihnen nicht verhehlen, Herr Falkner, daß man sich in dem Hause Ihrer Pflegeeltern über Ihr Schicksal Sorgen macht, die, wie ich jetzt zu meiner großen Freude — —"

„Ich glaube nicht, daß dies zu unserem Geschäfte gehört. Ich erwarte Sie also Morgen früh."

Hugo erhob sich. Der Doctor folgte seinem Beispiel, griff nach seinem Hut und empfahl sich unter vielen höflichen Redensarten, die von Hugo nicht weiter beantwortet wurden.

Als sich die Thür hinter dem Doctor geschlossen hatte, begann Hugo über das eben Vorgefallene reiflich nachzudenken; denn jetzt, das fühlte er, war für ihn die Zeit der Unschlüssigkeit vorbei, und er mußte sich für ein rasches Handeln entscheiden. Schnell recapitulirte er das Gespräch mit dem Doctor, und immer klarer wurde es ihm, daß dieses Mannes Auftreten und ganzes Benehmen eine vorher einstudirte Rolle gewesen sei. Was er ihm über die traurige Lage seiner Pflegeeltern mitgetheilt, hatte ihn tief erschüttert; es war vielleicht nicht übertrieben, aber jedenfalls unzuverlässig, möglicherweise noch weit hinter der Wahrheit zurück. War es

da nicht durchaus unerläßlich, die Sachlage selbst zu untersuchen, um wirksame Hülfe zu leisten? Wie also, wenn er so bald es irgend geschehen könnte, ohne die seinem Wirthe und dessen Familie schuldige Rücksicht zu verletzen, von hier fortginge, in München sich mit Werner beriethe und dann ohne Zögerung nach Hamburg reis'te? Gewiß, es war nothwendig, wollte er sich seiner Pflicht gegen die Pflegeeltern in vollem Maße erledigen. Und was hinderte ihn an der Erfüllung dieser Pflicht? Was hielt ihn noch hier zurück? Amalien hatte er in seiner heutigen Unterredung mit ihr die Augen geöffnet, und jeder Zweifel mußte ihr nun benommen sein. In dieser Hinsicht war er sich bewußt, Alles gethan zu haben, was er ihr und sich selbst schuldig war; das Uebrige mußte der Zeit überlassen bleiben. Also fort von hier, je eher, desto besser!

Während Hugo zu diesem festen Entschlusse kam, und zwar durch eine Reihe von Folgerungen, die wir hier in aller Kürze angedeutet haben, ohne die leidenschaftliche Erregtheit zu schildern, die sein Monolog kund gab, fiel in anderen Räumen der Villa gar Manches vor, worüber wir gleichfalls dem Leser berichten müssen. Wir lassen also Hugo mit seinen trüben Gedanken und bitteren Gefühlen allein und begeben uns erst in das Arbeitscabinet des Grafen.

Daß sich der Graf seit dem, seine Tochter betroffenen Unfalle in einer peinlichen Spannung befand, die gegen sein sonstiges heiteres Wesen auffallend abstach, wissen wir bereits. Oft schlich er von seinem Zimmer leise in das nicht entfernte der Tochter, sprach flüsternd mit seiner neben dem Bette der Kranken sitzenden Frau, betrachtete mit bekümmerter Miene das bleiche, auf dem Kissen ruhende Antlitz des geliebten Kindes und richtete wohl auch, wenn sie die Augen aufschlug und ihn zu erkennen schien, einige liebevolle Worte an sie. Dann ging er so geräuschlos, wie er gekommen, wieder fort, begab sich in sein Arbeitscabinet und ergriff dort ein Buch, um es gleich darauf, wenn er unter sichtbarer Zerstreuung einige Zeilen gelesen hatte, wieder bei Seite zu legen und eine Feder zur Hand zu nehmen. Aber mit dem Schreiben ging es nicht besser, als mit dem Lesen, und der begonnene Brief blieb unvollendet, weil es ihm nicht möglich war, seine Gedanken klar genug zu ordnen, um sie auf's Papier zu bringen.

Der Graf saß an seinem Schreibtische, den Kopf gedankenvoll auf die Hand gestützt, als er plötzlich aufhorchte. Er hörte draußen Schritte, die sich seiner Thür näherten; gleich darauf trat der junge Baron Berkheim ein. Der Graf mochte einen Anderen erwartet haben;

man sah die Enttäuschung in seinen Mienen. Er erhob sich und ging seinem Neffen rasch entgegen.

„Wie geht es Amalien jetzt, Alfred?“ fragte er lebhaft.

„Leider kann ich Dir noch keine gute Nachricht bringen, lieber Onkel,“ entgegnete der junge Mann, auf dessen Zügen ein ungewöhnlich ernster Ausdruck lag.

„Phantasirt sie noch immer?“

„Ja.“

„Sage mir, Alfred, was hältst Du eigentlich von ihrem Zustande?“

„Er giebt keineswegs zu ernstlicher Besorgniß Anlaß.“

„Ich hege auch eigentlich keine Befürchtung, nur möchte ich von Dir hören, ob Du ihr Kranksein für die bloße Folge des ihr heute zugestoßenen Unfalls hältst. Mein Gott, das Kind ist ja doch kerngesund und hat auch keine schwachen Nerven; wie kann ihr denn der bloße Schrecken ein hitziges Fieber zuziehen?“

„Der bloße Schrecken hat es auch nicht gethan, bester Onkel. Amalie war ja gleich nach dem gefahrvollen Sprunge über die Kluft, und als wir zu ihr kamen, ganz ruhig und gefaßt, und wäre es auch geblieben, wenn nicht — — —“

„Wenn nicht was? Sprich aus, lieber Alfred.“

„Wenn nicht später etwas hinzugekommen wäre, was sie in dem schon überreizten, nervösen Zustande, in welchem sie sich befinden mußte, überaus gewaltsam erschüttert hat.“

„Du vermuthest natürlich, was das hat sein können?“

„Gewiß, Onkel; ich habe während der wenigen Tage meines Hierseins Amalie genau beobachtet, und es gehörte wahrlich keine große Divinationsgabe dazu, das zwischen ihr und Herrn Falkner bestehende Verhältniß zu durchschauen.“

„Und Du glaubst wirklich, daß dieses Verhältniß ein gegenseitiges war?“

„Falkner müßte nicht der Mann sein, für den ich ihn halte, wenn er in Betreff ihrer Gefühle für ihn den mindesten Zweifel gehegt hätte. War er sich aber bewußt, diese Gefühle nicht erwiedern zu können, so durfte er auch hier nicht so lange verweilen. Daß er es that, beweis't mir die Gegenseitigkeit ihrer Liebe.“

„Du kannst Dir wohl denken, Alfred, daß wir, Deine Tante und ich, diesen Gegenstand oft besprochen und ernstlich berathen haben.“

„Das habe ich natürlich vorausgesetzt, Onkel; auch hatte ich um so weniger Ursache, mich über diese Sache zu beunruhigen, da ich einräumen mußte, daß Amaliens Wahl auf einen durchaus Würdigen gefallen sei.“

„Es freut mich, Dich so reden zu hören. Falkner ist in der That ein Mann von Bildung und Talenten. Er besitzt viele vortreffliche, echt männliche Eigenschaften, vor Allem ein hohes Ehrgefühl. Dazu sind seine Verhältnisse überaus glänzend, und was den Punkt des Standesunterschiedes betrifft, so weißt Du, daß ich schon längst alle Vorurtheile abgelegt habe. Unter diesen Umständen glaubten wir, der Neigung unserer Tochter kein Hinderniß in den Weg legen zu dürfen, zumal wir von der Ueberzeugung ausgingen, lieber Alfred, daß nur eine gleich innige gegenseitige Liebe das Glück der Ehe sichert."

„Was Du zu Falkners Gunsten sagst, hab' ich mir Alles selbst gesagt, Onkel; und es wird Dir nicht unbemerkt geblieben sein, wie sehr ich mich zu ihm hingezogen fühlte. Nur sein heutiges Benehmen ist mir unerklärlich. Wie kann ein besonnener verständiger Mann wie Falkner, seine Bewerbung in einem Augenblick anbringen, wo jede Aufregung so traurige Folgen haben muß?"

„Bist Du denn auch sicher, daß er das gethan hat?"

„Wenn man aus den Phantasien einer Fieberkranken Schlüsse ziehen darf, so bleibt darüber kein Zweifel. Wie oft hat sie nicht wiederholt, daß er ihr seine Liebe geoffenbart habe."

„Bedenke dann aber auch, daß Falkner selbst in dem Zustande der höchsten Aufregung war. Es ist doch leicht verzeihlich, daß Einen in dem Augenblick, wo er das Mädchen, das er liebt, in den Armen hält, nachdem er es so eben vom Tode errettet hat, seine sonstige Besonnenheit verläßt, und daß er ihr seine Liebe gesteht, ohne erst den Arzt zu fragen, ob es auch der geeignete Moment ist."

„Aber dann, Onkel, hatte er noch Eines zu thun."

„Du meinst?"

„Sich ohne Säumniß, ja, ohne eine Minute zu verlieren, bei Dir und der Tante um ihre Hand zu bewerben."

„Darin muß ich Dir beistimmen."

„Er hat es indeß, so viel ich weiß, noch nicht gethan."

„Dennoch, lieber Alfred, zweifle nicht an Falkner. Ich kenne ihn länger als Du und möchte mich ganz für ihn verbürgen."

„Hoffen wir, Onkel, daß diese Ungewißheit nicht lange mehr dauern wird. Bewährt sich bei dieser Gelegenheit die edle Denkweise, die wir ihm zutrauen, so will ich mich bestreben, zu vergessen — — —"

Der junge Mann vollendete seinen Satz nicht; er ging an's Fenster und starrte lange halb unbewußt in

die Dämmerung hinaus. Und mancher schmerzhafte Gedanke stieg in ihm auf, während er so da stand, die heiße Stirn gegen die feuchtkalte Scheibe gedrückt; er mochte tief im Herzen empfinden, daß er wohl nie vergessen würde, was er einst so sehnlich gewünscht, so sicher gehofft.

Der Graf war zu sehr mit seinen eigenen unruhigen Gedanken beschäftigt, um die auffallende Gemüthsbewegung seines Neffen zu bemerken.

V.

Begeben wir uns nun in die unteren Regionen des weitläufigen Gebäudes, in die Küche und Bedientenstube, woselbst wir uns schon früher erlaubten, den Leser einzuführen, und wir werden finden, daß sich auch hier Dinge zutragen, die unserer Beachtung nicht ganz unwerth sind, da sie nämlich unseren Freund Jacob betreffen, dessen Schicksal dem gefühlvollen Leser nicht durchaus gleichgültig sein wird.

Wir müssen aber, ehe wir ein gerade jetzt zwischen dem würdigen Seemann und Mamsell Babetten Statt findendes Tête-à-Tête mit der gehörigen Verständlichkeit zu schildern vermögen, bis zu dem Augenblick zurückgehen, da am Morgen der Graf und Comtesse Amalie nebst Hugo und Berkheim zu Pferde die Villa verließen, wobei wir unten am großen Hofthore unsern Jacob mit einem sehr merkwürdigen Geberdenspiel beschäftigt sahen, indem er nämlich in glücklicher Vorahnung künftiger großer Ereignisse einige etwas anticipirte Uebun-

gen in der ersten Kindererziehung anstellte. Auf welchem Wege seine Gedanken von diesem reizenden Gegenstande ab- und auf Mamsell Babetten hingelenkt wurden, können wir nicht angeben; genug, daß sich Jacob plötzlich daran erinnerte, wie dies gerade die Stunde sei, wo die Köchin wenig oder nichts zu thun habe und in ihrer Kammer nicht ungern seinen Besuch annehmen würde.

„Topp!" sagte er für sich und schlug mit der geballten rechten Faust in die flache linke, „es bleibt dabei, wozu auch das viele Kreuzen und Laviren, wenn man mit vollen Segeln und gehißter Flagge gerade darauf lossteuern kann? Courage, alter Junge; es ist ja doch zum Teufel nicht viel schlimmer, als Bord an Bord mit einem Dreimaster die vollen Lagen zu wechseln und ihn dann frischweg zu entern. Das hast du probirt, und dabei ist dir das Herz eben nicht in die Hosen gefallen."

Jacob versetzte seinem blanken Hut einen tüchtigen Puff, so daß er keck auf das linke Ohr zu sitzen kam, steckte beide Fäuste in die tiefen Taschen seiner Schiffsjacke und schritt mit einer Miene, welche eine wagehalsige Kühnheit und unerschütterliche Entschlossenheit ausdrückte, über den Hof der Küche zu. Mamsell Babette war nicht hier, sie mußte also wahrscheinlich in ihrer Kammer sein; diese

aber stieß unmittelbar an die Küche. Jacob klopfte an, und auf ihr „Herein“ trat er — aber schon mit einer etwas weniger zuversichtlichen Haltung — in das jungfräuliche Gemach. Bald saß er, von Mamsell Babette freundlich dazu eingeladen, in dem mit Leder überzogenen Lehnsessel neben dem schneeweiß gescheuerten Tisch, ihm gegenüber Mamsell Babette mit einer großen Schüssel voll Bohnen auf dem Schooß, die sie mit einem Messer putzte und in dünne Scheiben zerschnitt.

„Labere Kühlte heut,“ begann Jacob verlegen, „südsüdwest — wird sich kaum halten — auch — puh! merkwürdig schwül.“

„Sie glauben doch nicht, Herr Bootsmann, daß es wieder regnen wird,“ entgegnete Babette, die sich schon an Jacob's Art und Weise, jedes beliebige Gespräch einzuleiten, gewöhnt hatte, „ach, das wäre Schade, die Comtesse hat sich auf die Reittour doch so sehr gefreut.“

„Fixes kleines Jüngferchen, das Fräulein,“ sagte Jacob und blinzelte pfiffig mit dem linken Auge, „und — was das betrifft — meinen Sie nicht auch, Mamsell Babette?“

Mamsell Babette merkte, daß Jacob, seiner Gewohnheit gemäß, einen gewaltigen Gedankensprung gemacht habe.

„O gewiß,“ entgegnete sie auf's Gerathewohl, „sie ist so schön, wie sie gut und freundlich ist.“

„Ja, versteht sich, aber — das meinte ich nun gerade nicht.“

„Was denn, Herr Bootsmann?“

„Ja, sehen Sie, Mamsell Babette, darüber hab' ich nun so meine eigenen dummen Gedanken, die ich vielleicht nicht äußern sollte; aber wir, sollt' ich meinen, könnten doch frei von der Leber weg mit einander drüber reden.“

„Gewiß, Herr Bootsmann; Sie wollten also sagen?“

„Na, ich meine nur so — das Fräulein und der Capitain, wissen Sie — ja, was sagen Sie dazu — he? — Nettes Paar, Gott verd — — —“

„Sie glauben also, daß Ihr Herr — der Herr Capitain, wollt' ich sagen — an so was denkt? —“

„Na, und ob! Sehen Sie, Mamsell Babette“ — der gute Jacob begann sehr unruhig auf dem glatten Lederüberzug des Stuhls hin- und herzurutschen — „es ist nicht gut — hol's der Henker — daß der Mensch immer allein ist — puh, verwünscht schwül! — das weiß der Capitain auch, und — Bomben und Granaten! — wir Seeleute wissen's eigentlich besser als Andere.“

Jacob hatte, seiner Meinung nach, einen sehr glücklichen Anfang gemacht; aber er mochte sich doch wohl gestehen, daß das Freien eine Sache sei, mit welcher verglichen ein Seegefecht eine sehr gemüthliche Unterhaltung genannt werden könne. In seiner Angst und Verwirrung ergriff er ein vor ihm auf dem Tisch liegendes Strickzeug und begann es in einer Weise zu zerzausen, die Babette nicht lange ruhig würde ertragen haben, wenn sie Jacob's Absicht nicht schon errathen hätte und in diesem Augenblick gegen so geringfügige Dinge, wie ein Strickzeug, nicht sehr gleichgültig gewesen wäre. Sie seufzte tief und warf dem Seemann als Ermunterung einen vielsagenden Blick zu, fortzufahren.

„Denn, Mamsell Babette," begann Jacob wieder, „wenn man so ganze Monate lang nichts unter sich hat, als nur die Planken des Schiffs und ein paar hundert Klafter Seewasser, und über sich nichts, als den weiten Himmel, und um sich her nichts, als so braune, bärtige Seehundsgesichter wie z. B. meine Füsonnemie — na, Pulvertonnen und Brandröhren! — da kommen Einem doch manchmal ganz verdammt curiose Gedanken — an — an —"

„Nun woran, lieber Herr Bootsmann?" lispelte Babette mit einem bezaubernden Lächeln.

„Na, Mamsell Babette, an die Heimath mein' ich, und 'ne nette kleine Frau und kleine bausbäckige Kinder und dergleichen, und nebenbei auch an 'nen guten Mittagstisch, auf dem was Besseres steht, als altes gepökeltes Schweinefleisch und harte Schiffszwieback; denn, sehen Sie, Mamsell Babette" — hier zog der Bootsmann in seiner Beklemmung eine Stricknadel aus den halb fertigen Strumpf — „man hat doch am Ende auch 'n Herz im Leibe, so gut wie'n Anderer, und kann nicht immer alle menschlichen Gefühle nur so über Bord werfen, wie 'nen alten, unnützen Plunder" — die Stricknadel flog unter den Tisch — „und da wird's denn auch unser Einem manchmal ganz närrisch zu Muth, und — Millionenhimmeldon — — — na, entschuldigen Sie; ich vergeß' immer, daß Sie das gotteslästerliche Fluchen nicht vertragen können."

„Ach," erwiederte Babette, indem sie das hold erröthende Gesicht tiefer über die Bohnenschüssel herabbeugte, „ich hab' mir auch oft gedacht, daß das Leben zur See doch entsetzlich traurig sein müsse."

„Ne," das ist's nun eigentlich nicht," sagte Jacob, sich zu einem neuen muthvollen Sturm auf das Herz der Köchin rüstend, „aber, was ich eigentlich habe sagen wollen, wenn man nun von einer langen Reise nach Hause kommt und sich da gerade eben so fremd fühlt,

wie auf den Molukken oder am Cap Horn, weil einem kein freundlich Gesicht entgegenblickt, Niemand einem zum Willkomm die Hand reicht und zu einem sagt: Na, freut mich, daß du endlich wieder da bist, alter Schlingel, oder sonst ein zärtlich Wort und weil sich einem keine Thür öffnet, kein eigener Heerd einem — einem — na, sehen Sie, Mamsell Babette," — hier fiel die zweite Stricknadel klirrend zu Boden — „das hol' der Teu — — —"

„Ach, Sie mögen wohl Recht haben, Herr Bootsmann," sagte Babette mit einem Seufzer, indem sie die Schnittbohne die sie eben zur Hand genommen hatte, wieder in die Schüssel fallen ließ und einen schmachtenden Blick auf Jacob, dann aber einen ängstlichen auf das Strickzeug richtete, das er jetzt eilig aufzuhaspeln begann, „es ist freilich hart, in der weiten Gotteswelt so allein zu stehen, das fühle auch — —" Babette unterbrach sich und fügte dann mit holder Verwirrung hinzu: „Sind Sie denn nie verheirathet gewesen, lieber Herr Bootsmann?"

„Ne, Mamsell Babette," entgegnete Jacob und wischte sich mit dem Strumpf, der aber jetzt allem Anderen ähnlicher war, als einem Strumpf, den Angstschweiß von der Stirn, „aber, mit Ihrer freundlichen Erlaubniß, denk' ich, daß es nun mit dem Heirathen

wohl an der Zeit sein möchte, wenn's anders nicht schon zu spät ist; denn — wissen Sie, ja, Sie müssen's mir nicht übel nehmen, aber ich bin nun mal so'n alter wunderlicher Kauz und kenne nicht die vielen Reverenzen und Zierlichkeiten, die wohl eigentlich dazu gehören — also, kurz und gut, Sie — Sie — —"

„Sie wollen sagen, lieber Herr Bootsmann — —?"

„Daß Sie mir ganz verdamm... — ganz merkwürdig gut gefallen, Mamsell Babette; denn was die Schönheit anbelangt und 'n gereiftes Alter und die Tugendhaftigkeit und — — — die Kochkunst und das Alles — nun, mein Seel, Mamsell Babette, das ist Alles bei Ihnen ganz merkwürdig; und wenn Sie die Courage hätten, es mit so 'nem alten Eisbären zu versuchen — — — na, ich denk', das ist deutlich gesprochen und nun werfen Sie mir das Schlepptau Ihres Herzens zu, oder legen Sie Schiff 'rum und lassen mich treiben; darum können wir ja immer noch gute Freunde bleiben — — und —" Jacob fuhr sich wieder mit der Wolle — es wäre thöricht, noch von einem Strumpf zu reden — über die schweißtriefende Stirn — „und — jetzt ist es heraus!"

Babette sah verschämt in die Bohnenschüssel.

„Ich weiß nicht, Herr Bootsmann," lispelte sie, „ob ich Sie auch recht verstanden habe. Sie meinen?"

„Na, ohne Etekette, auf gut Seemännisch, ob Sie meine Frau werden wollen."

Babette trocknete die rechte Hand in der Schürze ab und reichte sie mit zu Boden gesenktem Blick dem Seemann, der sie ergriff und in seiner gewaltigen Faust so kräftig drückte, daß die Köchin ein leises „Au" nicht zurückhalten konnte.

„Sehen Sie, Babette," fuhr er fort, „was ich Ihnen bieten kann, ist freilich kein Reichthum: aber es ist genug für uns beide, und sonst kennen Sie mich ja. Von außen bin ich ein wenig ruppig und zottelig, will's nicht läugnen; aber hier drinnen" — er legte die Hand auf's Herz — „ist, Gott sei Dank, Alles gesund und frisch, und wenn ich auch mitunter ein wenig thranicht werde, da dürfen Sie sich nur gar nicht drum kümmern. Ich poltere 'ne kleine Weile, und dann können Sie mich wieder um 'nen Finger wickeln. Na, schlagen Sie ein?"

„Herr Bootsmann," entgegnete Babette, ihre thränenfeuchten Augen zu ihm erhebend, „Sie haben mich wirklich mit Ihrem ehrenden Antrage ein wenig überrascht. Daß ich Ihnen nicht abgeneigt bin, müssen Sie schon längst errathen haben; denn — wer vermöchte

seine Gefühle gänzlich zu verbergen? Sie sind ja auch ein edler, vortrefflicher Mensch; indeß, wenn ich, ehe ich Ihnen meine Antwort gebe, einige Bedenklichkeiten äußern dürfte — — —"

„Nur immer heraus damit, Mamsell Babette."

„Sie wissen, daß ich Katholikin bin."

„Ne, aber was schadet's, ich bin auch kein Heide."

„Gewiß nicht, lieber Herr Bootsmann, aber wollten Sie mir wohl einige Fragen erlauben?"

„Ei, versteht sich."

„O, dann sagen Sie mir, ob Sie sich ehe Sie diesen wichtigen Schritt thaten, auch so recht aus ganzer Seele und vollem Herzen mit Ihrem Gott berathen haben."

Der ehrliche Jacob schien über diese Frage nicht wenig betroffen. Er rutschte unruhig auf dem Lehnsessel hin und her, schielte verlegen nach Babetten hinüber und ließ — mit dem Strickstrumpf war schlechterdings nichts mehr anzustellen — seinen flachen, breitrandigen Hut auf dem Zeigefinger wie einen Kreisel wirbeln, eine Procedur, die er mit großer Geschicklichkeit ausführte aber nur dann, wenn er ungewöhnlich stark in die Enge getrieben wurde.

„Hm," sagte er endlich, „das ist nun so 'ne Sache,

Mamsell Babette — mit meinem Gott? — Hm, müßte lügen, wenn ich geradezu ja sagen wollte."

„Aber, lieber Herr Bootsmann," rief Babette und faltete mit frommer Miene die Hände über die Bohnenschüssel, „lieber, guter Herr Bootsmann — — —"

„Nennen Sie mich schlechtweg Jacob, das hör' ich lieber von Ihnen."

„Nun, lieber Jacob, wir fühlen ja stets im Leben, ja stündlich und bei Allem, was wir unternehmen, das Bedürfniß des göttlichen Beistandes; wie viel mehr müssen wir denn nicht bei einem so ernsten Vorhaben, von dem unsere ganze Zukunft abhängt, in inbrünstigem Gebet den Allbarmherzigen anflehen, daß er uns leite und erleuchte, damit wir die Neigungen unseres Herzens auch recht prüfen, alle unreinen Gelüste darin ertödten und nur das begehren und erstreben mögen, was ihm wohlgefällig ist."

Jacob sah mit einem komischen Gemisch von guter Laune und Verlegenheit zu Babetten hinüber.

„Nu, nu, Mamsell Babette," sagte er, „ich sollt' doch meinen, daß der liebe Gott nichts dagegen haben kann, daß Sie meine Frau werden. Wenn Sie nur selbst nichts dagegen haben, können wir's schon drauf wagen; denn — rund heraus — ich denk', der liebe

Gott wird sich überhaupt wohl wenig um solche Dinge kümmern."

„O, lieber, guter Jacob!" rief Babette mit gen Himmel erhobenen Händen, „sprechen Sie doch nicht so, der liebe Gott wird sich nicht darum kümmern, sagen Sie? Ach, was würde aus uns sündhaften Menschen werden, wenn der liebe Gott sich nicht unablässig um uns kümmerte? In den argen Schlingen des Teufels, des Fleisches und der Welt würden wir uns unaufhörlich verstricken, und unsere armen Seelen würden unrettbar der ewigen Verdammniß anheimfallen!"

„Ei, potz Wetter, Mamsell Babette, wenn wir nur immer das Gute thun — — —."

„Gutes thun?" rief Babette, hingerissen von ihrem frommen Eifer, „ohne den gnadenreichen Beistand Gottes Gutes thun? O, glauben Sie doch nicht, daß wir aus uns selbst das allergeringste Gute zu thun im Stande sind. Seien Sie vielmehr überzeugt, daß wir fort und fort im Argen liegen und die schrecklichsten Sünden begehen, wenn wir nicht stündlich unser banges Herz zu unserm Herrn und Gott, der voll Gnade und Erbarmen ist, im Gebete erheben, ihn anflehend, daß er unsere sündhaften Neigungen zur Tugend lenke. Ach, Jacob, Jacob, bedenken Sie: nur was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt!"

„Hm, hm," meinte Jacob und sah sich ängstlich nach allen Seiten um, „so 'n eigen Ding das, hab' eigentlich nie so recht drüber nachgedacht."

„Sagen Sie mir aufrichtig, lieber Jacob," fuhr Babette fort, „stärken Sie Ihr Gemüth auch recht oft durch das Gebet?"

Dem wahrheitliebenden Jacob mochte diese Frage etwas unbequem sein.

„Hören Sie, Mamsell Babette," entgegnete er ausweichend, „ich glaub' wohl, daß meine Erziehung, was das anbelangt, ein wenig vernachlässigt ist, und — frei heraus — mit meinem Bischen Christenthum ist's eben auch nicht weit her, wissen Sie. Aber sonst, was das Gewissen betrifft, und die Moralität und die zehn Gebote und das — nu, ohne mich zu rühmen, das ist alles in guter Ordnung, wie sich's gehört."

„Ach, das ist lauter Eitelkeit und Verblendung, lieber Jacob," sagte händeringend und unter einem Erguß von frommen Thränen Babette. „O, Jacob, hüten Sie sich vor der Lauheit und geistigen Trägheit, wo man Gott nur so im Aeußerlichen aus Gewohnheit dient. Die Lilie der Unschuld — — —"

„Unschuld?" fragte Jacob erstaunt.

„Die Lilie der Unschuld," fuhr Babette, die Unterbrechung überhörend fort, „muß beständig durch das

Gebet befeuchtet werden, oder sie verdorrt. Nur durch das Gebet können wir armseligen Sünder neu umgeschaffen werden zu ausgezierten Tempeln des heiligen Geistes und zu würdigen Erben des Himmels. Darum bei Allem, was Sie beginnen, sei es groß oder gering, berathen Sie sich mit Ihrem Gott; denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, an seiner Seele aber Schaden litte?"

Jacob stöhnte; der blanke Hut wirbelte auf seinem Zeigefinger mit nie gesehener Schnelligkeit.

„Aber ich will ja gar nicht die ganze Welt gewinnen? rief der auf's Aeußerste Gebrachte, „ich will ja nur Sie gewinnen, Mamsell Babette, und dabei kann meine Seele doch in gar keine Gefahr kommen, sollt' ich meinen."

„Wir sind immer in Gefahr, lieber Jacob," rief Babette, deren Frömmigkeit jetzt den Siedepunkt erreicht hatte, „wir sind immer in Gefahr, wenn wir nicht stets Gott vor Augen haben, das Andenken an die Leiden unseres Erlösers im Herzen tragen und uns stündlich durch das Gebet stärken!"

„Will Ihnen sagen, Mamsell Babette," entgegnete Jacob, wie es schien fest entschlossen, mochte es biegen oder brechen, diesem Gespräch ein Ende zu machen, will Ihnen sagen, wie's mit meiner Religion steht.

Wenn ich nur immer nach bestem Gewissen handle, denk' ich, und nur das thue was recht und gut ist, und nichts Böses in mir aufkommen lasse, damit ich, wenn ich einmal den Anker nach der anderen Welt auswerfe, dem großen Steuermann da oben ein richtig geführtes Logbuch vorzeigen kann, so wird's der liebe Gott auch mit meinen kleinen Schwächen so schrecklich genau nicht nehmen, und nach der Lilie der Unschuld wird er nun erst recht nicht fragen. „Jacob," wird er sagen, „hab' eigentlich immer nur Gutes von dir gehört, bist gerade kein Heiliger gewesen, aber die finden sich auch selten unter den Matrosen. Im Ganzen aber bist du doch 'ne ehrliche Haut und deinen Dienst hast du immer ordentlich und pünktlich besorgt, wie's 'nen braven Seemann zusteht. Geh' darum nur getrost in den Himmel, brauchst dich eben nicht ganz oben hinzusetzen zu den Erzengeln, aber da unten herum in der Ecke links, findet sich immer ein Platz für dich, alter Junge, und da triffst du auch manchen deiner alten Kameraden. Sehen Sie, Mamsell Babette, das ist nun so mein einfacher Glaube.

Ich hab', wie gesagt, nie viel drüber nachgedacht; aber andere Leute hab' ich doch hin und wieder drüber reden hören, und da ist mir's denn sonnenklar geworden, daß gar Viele in Gott nicht den guten, milden Vater

sehen, den wir lieben möchten, sondern den strengen Herrn und Richter, den wir fürchten sollen. Was nun aber das Beten anbelangt, Mamsell Babette, nu, da mein' ich so: wenn der liebe Gott sich wirklich so sehr, wie Sie denken, um all' unser Thun und Treiben kümmert, ei, da wird er schon selbst am besten wissen, was für uns gut ist, und wir, die wir es nicht wissen, sollten uns nicht herausnehmen, es ihm alle Tage vorzuleiern. Wozu denn das viele Beten? Und nun, Mamsell Babette, wie ich denn glaube, daß Gott zunächst nur auf das Herz sieht und mir, weil ich im Herzen nicht sündige, auch einmal einen bescheidenen Platz droben im Himmel einräumen wird, so möcht' ich Sie bitten, auch nicht so gar genau zu sein, und mir 'nen kleinen Platz in Ihrem Herzen einzuräumen — aber, versteht sich — Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, mit meinen guten Seiten und auch mit meinen Mängeln; denn anders werd' ich doch nimmer."

Das war die längste Rede, die Jacob je gehalten hatte. Er mochte selbst nicht wissen, wo er die vielen Worte hergenommen; denn er sah ganz verdutzt aus, als habe er sich auf etwas ganz Ungeheuerlichem ertappt. Dem Hut gab er einen kräftigen Schwung, aber er flog ihm vom Finger, sauste über den Tisch hin und fiel gerade in die Bohnenschüssel, wobei Babette, die, wäh-

rend Jacob sprach, still vor sich hingeweint hatte, laut aufkreischte.

„Na, entschuldigen Sie, Mamsell Babette," bat Jacob, „der Schluß gehörte eigentlich nicht dazu."

In diesem Augenblick ertönte die in der Küche hängende Glocke.

Babette stellte die Schüssel auf den Tisch und erhob sich.

„Die Frau Gräfin klingelt," sagte sie, „ich muß hinaufgehen; aber heute Abend, lieber Jacob, können wir, wenn Sie wollen, weiter mit einander reden. Sie sprachen vorhin von Ihrem Lochbuch," setzte sie zögernd hinzu, „das Buch kenn' ich nicht, aber ich habe hier einige Bücher, fromme Gebete und Legenden, die ich Ihnen gern zum Durchlesen geben möchte. Werfen Sie, bitte, einen Blick da hinein und sagen Sie mir dann heute Abend, ob nicht der Inhalt derselben Ihr Herz wie ein frommer, seliger Andachtsschauer durchbebt hat, und wie erquickender Himmelsthau auf Ihr Gemüth gefallen ist."

Sie zog eine Schublade des Tisches heraus, nahm daraus eine beträchtliche Anzahl kleiner Schriften und überreichte sie dem erstaunten Jacob.

„O, Jacob!" schluchzte sie und drückte die Schürze vor die Augen, „lieber, guter Jacob, möchten Sie dar=

aus Ihren Heiland doch besser erkennen und lieben lernen, damit Sie — — —"

Sie konnte nicht weiter reden, warf sich ungestüm an die Brust des Seemanns und drückte, ehe er sich's versah, einen brennenden Kuß auf seinen Mund; dann stürzte sie eiligst aus der Kammer.

Jacob stand noch eine gute Weile wie träumend an den Fleck gebannt und sah bald nach der Thür, aus welcher Babette entschwunden war, bald auf das mächtige Paquet Bücher in seiner Hand.

„Hm, hm," murmelte er in den Bart," sollt' ich wirklich ein so großer Missethäter sein? Merkwürdig, daß ich das gar nicht gewußt habe. — — Bin doch übrigens neugierig, was wohl Alles in den vielen Büchern stehen kann. — Wenn ich nur wüßte, was sie mit der Lilie der Unschuld gemeint hat."

Er hob seinen Hut auf und schritt seufzend und kopfschüttelnd aus der Kammer der Köchin, um sich in seine eigene zu begeben. Hier angekommen, legte er die Bücher auf den Tisch und hängte seinen Hut an den Nagel. Dann holte er seine kleine, kurze Pfeife und einen enorm großen ledernen Tabacksbeutel herbei, stopfte die Pfeife sehr bedächtig, zündete sie an und setzte sich an den Tisch. Lange blies er die blauen Wolken vor sich hin und betrachtete mit großem Ernst und einer

gewissen Scheu die Schriften, bis er sich endlich mit einem tiefen Seufzer entschloß, das ungewohnte Geschäft des Lesens zu beginnen. Er schob das ganze Paquet ein wenig nach links und nahm die zu oberst liegenden zur Hand.

„Die sieben Himmelsriegel," las er, und dieser Titel schien ihm gewaltig viel zu denken zu geben, denn er kratzte sich hinter dem Ohr und wiegte den Kopf hin und her.

„Die sieben Himmelsriegel," wiederholte er, „merkwürdig — hab' nie von solchen Riegeln was gehört — müssen ganz curiose Riegel sein — jedenfalls ist's etwas sehr Gelehrtes — will es darum lieber nachher lesen." Er legte die Himmelsriegel rechts neben sich hin.

„Was ist denn das?" fuhr er fort, „laß sehen: Gebet bei herannahender Krankheitsgefahr und Noth, täglich zu wiederholen. — Hm, mag gut sein, wenn ein Mensch krank ist — kann auch vorläufig bei Seite gelegt werden. Aber dieses: Eine gewisse und wahrhafte Geschichte, die sich in diesem 1798ten Jahr, den 2. März am Sanct Gregori Tag zu Ollmüz in Mähren zugetragen, wo ein klein eingewickeltes Kindlein in der Kirche auf dem Taufstein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entsetzen zu reden angefangen.

Jacob wurde noch nachdenklicher als zuvor, blies einige ungeheure Wolken aus seiner Pfeife und griff nach einem anderen Blatte.

„Lobgesang zu Ehren des glorwürdigen Blutzeugen, des heiligen Nepomuk. — Müßt' lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich von dem braven Mann je was gehört hab! Das muß ich doch lesen:

Himmlischer Ehrenschmuck, Johann von Nepomuk,
O schönste Zierde der christlichen Welt,
Neige Dein Vaterohr zu Deiner Kinder Chor,
Nimm unsre Herzen als Opferkerzen — — —

Na, ich denk', das ist schon genug — der liebe, heilige Nepomuk muß schon andere Herzen als das meinige nehmen, wenn er Opferkerzen braucht. Also weiter: Gebetbüchlein zur Verehrung des heiligen Sebastian — kenn' ihn eben so wenig, wie den heiligen Nepomuk.

Schütze gegen alle Feinde
Augsburgs große Stadtgemeinde,
Heiliger Sebastian,
Nimm bei Gott Dich unser an.

Ach, vertreibe böse Seuchen,
Bitte, daß sie von uns weichen;
Fern sei ungesunde Luft
Und des Todes frühe Gruft.

Na, versteh' schon. Da stellen sich wohl die Augs-

burger vor, daß der heilige Sebastian so 'ne Art Sanitätsrath droben im Himmel ist, ja, ja — aber ich bin kein Augsburger, also weiter:

Die Beschreibung der Erscheinung der heiligsten Mutter Gottes, welche am 12. Mai 1848 nach der Aussage des dreizehnjährigen Hirtenknaben Johann Stichelmaier zu Obermauerbach im Walde zweimal erschienen ist. — Na, was so'n dreizehnjähriger Bengel sagt, soll man doch auch nicht gleich glauben — weg damit. Der Pack wird schon kleiner; wenn ich nicht bald was Anderes finde — aber was haben wir denn hier:

Ursprung, Wirkung und Gebrauch des sogenannten heiligen Quirinöls, welches bei Kloster Tegernsee in Ober-Baiern aus der Erde fließt. — Ja, was nützt mir das? Wenn doch wenigstens eine kleine Flasche davon mit dabei wäre, daß ich sehen könnte, wie das heilige Oel aussieht — heiliges Oel — kommt mir doch recht wunderbar vor — heiliges Oel!" Jacob legte das heilige Oel zu den Himmelsriegeln, dem heiligen Nepomuk und Sebastian und schritt in seiner Untersuchung weiter.

„Heldenmüthiger Liebesakt zu größtem Troste der armen Seelen im Fegfeuer," las er. „Nützt mir auch nichts," sagte er kopfschüttelnd, „sind nur die Katholiken, die in's Fegfeuer kommen, so viel ich weiß, müssen selbst

zusehen, wie sie wieder herauskommen. Aber hier; das ist etwas, was viel gelesen zu sein scheint:

Die geistliche Hausmagd, oder Betrachtungen der bitteren Leiden Jesu Christi bei den täglichen Hausgeschäften.

Richtig, das wird's sein, was ich lesen soll und was wie himmlischer Thau — nu, wie sagte Mamsell Babette doch gleich — mein Gemüth anfeuchten — ne, so war's wohl nicht. — Na, laß sehen:

Wenn ich oft das Haus auskehr'
Denke ich, ich seh' und hör',
Wie mein Heiland rauh und hart
Hin- und hergezogen ward.

Ja, wie kann man denn das denken — hm, sonderbar:

Wenn ich bei dem Feuer bin,
Kommt mir die Begierd' im Sinn:
O daß doch mein Sinn und Herz
Brennete in Liebesschmerz.

Wenn ich Holz zur Küche trag'
Denke ich zugleich und sag':
Jesus Christus sei mit mir,
Daß ich trag' das Kreuz mit Dir."

Jacob schüttelte gar bedenklich den Kopf und legte die Pfeife, die ihm beim Lesen ausgegangen war, bei Seite; dann fuhr er fort:

Wenn ich aber Wasser trag',
Denke ich bei mir und sag':
Jesus von der Judenschaar
Durch den Bach gezogen war.

Setz' ich auf den Tisch die Speis',
Denke ich auf gleiche Weis':
Mit den Jüngern hat zuletzt
Jesus sich zu Tisch gesetzt.

Wenn ich wasche das Geschirr,
Bitt' ich Gott, daß er in mir
Alle Sünden wasche ab,
Welche ich begangen hab'.

Ja, das geht noch lange so fort," sagte Jacob stöhnend, aber ich denk', ich hab' genug von der Sorte. O weh! o weh! Das würd' 'nen traurigen Ehstand geben, wenn das so alle sieben Tage in der Woche und des Sonntags noch ein wenig extra, von Morgen bis Abend, in der Manier beibliebe. Wenn ich da sagte: Babette, lange mir mal den Tabacksbeutel her, oder: Babette, möcht' wohl ein Glas Grog trinken, oder: Babette, näh' mir doch den Knopf fest, und die Babette käm' nicht von der Stelle, und ich fragte dann: Babette warum wird's denn gar nicht? Und sie sagte: O du sündhafter Mensch, ich denk' an die Leiden Jesu und was sich daraus auf den Tabacksbeutel, auf das Glas Grog und auf den Hosenknopf beziehen ließe, damit ich in Andacht und Gottergebenheit verrichten möge,

was Du begehrst — ei, Himmelschockschwere — — — na, ruhig, Jacob, noch ist's ja nicht zu spät, kannst dich wieder aus der Schlinge ziehen, Dummkopf, der du gewesen bist! — Ne, ne, da nehm' ich lieber eine, die'n wenig minder fromm thut und fröhlich und munter ihr Tagwerk besorgt und dabei ein lustiges Lied trällert.

Muß auch dem lieben Gott besser gefallen, glaub ich immer, mag Mamsell Babette sagen, was sie will. — Hu!" Jacob schüttelte sich und machte eine Grimasse, als habe er einen Löffel bittere Mixtur verschluckt — „da wär' ich nett angekommen! Mich mit so 'ner alten duckmäuserigen Betschwester zusammenzuspließen, die mir alle Tage meine schrecklichen Sünden vorhält, mag ich welche begangen haben oder nicht, und die keinen Besen anrühren und dem Canarienvogel kein Futter geben kann, ohne erst — — — na, profit die Mahlzeit! — Und was die übrigen Bücher anbelangt — was ist denn das? Kurze und leichtfaßliche Lehre von dem heiligen Sacramente der Ehe! — Oho, Mamsell Babette, merk' schon, warum du das mit dazu gelegt hast, aber so weit sind wir noch nicht — deine Lilie der Unschuld — behalt' sie!"

Jacob legte schnell alle Bücher, Hefte und losen Blätter auf einen Haufen, stopfte seine Pfeife von Neuem und griff nach seinem blanken Hut; denn es war ihm

zu enge geworden in dem kleinen Zimmer, und er fühlte das Bedürfniß, unten am See, wie er sich in seinem Selbstgespräche ausdrückte, ein Maul voll frische Luft einzuathmen und seine in Unordnung gerathenen Gefühle wieder zurecht zu stauen.

Wir wollen nicht versuchen, die von der gewöhnlichen etwas abweichende Art und Weise zu schildern, in welcher sich der ehrliche Bootsmann bestrebte, sein inneres Gleichgewicht wieder herzustellen. Wir begnügen uns, dem Leser die tröstliche Versicherung zu geben, daß es ihm endlich gelang, nachdem er, auf dem Kiele eines der Boote reitend, einige Stunden hindurch sein aufgeregtes Gemüth durch eine beträchtliche Anzahl von kräftigen Kernflüchen erleichtert hatte, zwischen welchen sich, wie wir leider gestehen müssen — manche Anzüglichkeiten gegen den heiligen Sebastian und den heiligen Nepomuk mischten, sowie auch einige Ausfälle gegen das heilige Quirinöl und den Hirtenknaben Johann Stichelmaier und — was das schlimmste ist — arge Schmähreden gegen die geistliche Hausmagd — lauter Extravaganzen, die wir aufrichtig bedauern, bezüglich deren wir jedoch zu hoffen wagen, daß sie ihm dereinst den Platz im Himmel in der Matrosenecke links nicht kosten werden, auf den er so sicher rechnet.

Gegen Abend, zu einer Stunde, da er sicher war,

die Köchin allein in ihrem Zimmer zu treffen, schritt Jacob, mit einer nicht weniger entschlossenen Miene als am Morgen und mit sämmtlichen Büchern unter dem Arm, abermals über den Hofplatz der Küche zu.

Von Babetten wurde er in einer Weise empfangen, die seinen Entschluß hätte wanken machen müssen, wenn er nicht felsenfest gewesen wäre. Kaum war er nämlich über ihre Schwelle getreten, als sie sich erhob und hold erröthend mit dem Ausruf: „mein geliebter Jacob!" an seine Brust sank.

Der Bootsmann suchte sich der schönen Bürde mit möglichst guter Manier zu entledigen und nahm seinen gewöhnlichen Platz im Lehnsessel wieder ein, indem er zugleich auf den Stuhl auf der andern Seite des Tisches zeigte, auf welchem sich denn auch Babette niederließ.

Er fühlte seinen Muth mächtig gehoben, als er ein solides Bollwerk zwischen sich und der Dame sah, und begann, nachdem er die Bücher auf den Tisch gelegt hatte, mit ziemlich fester Stimme:

„Hier, Mamsell Babette, bring' ich Ihnen Ihre Bücher wieder, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich sie nicht brauchen kann."

„Sie können sie nicht brauchen, lieber Jacob?" stammelte Babette, sichtlich beunruhigt durch den nichts

weniger als zärtlichen Ton, in welchem er gesprochen hatte.

„Ne, Mamsell Babette, nicht brauchen. Und was den himmlischen Thau anbelangt, der daraus tröpfeln sollte — muß Ihnen ehrlich bekennen, daß ich davon nichts gespürt habe. Aber nun gar die geistliche Hausmagd — — Jacob hielt inne, es war ihm zu Muthe, als stecke ihm irgend etwas von der Größe einer Wallnuß im Halse, was ihm das Sprechen merklich erschwerte.

„Nun, mein theurer Jacob," lispelte Babette, in deren Seele finstere Ahnungen auftauchen mochten, „die geistliche Hausmagd — — —?"

„Die kann ich erst recht nicht brauchen!" platzte Jacob heraus.

„Lieber Jacob," sagte Babette in dem weichsten, nachgiebigsten Tone, der ihr zu Gebote stand, denn es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, ihrem Glaubenseifer die gehofften Süßigkeiten des Ehestandes zum Opfer zu bringen; „sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen. Mein Gott, jeder hat ja seine Ueberzeugung und über religiöse Anschauungen soll man nicht streiten."

„Ja, das meinte ich heute Morgen auch; aber Sie waren anderer Ansicht."

„O gewiß nicht, Herr Bootsmann."

„Ja doch, Mamsell Babette. Und, rund heraus, Sie haben Zeit zur Ueberlegung gewünscht und mir Zeit zur Ueberlegung gegeben — und dafür danke ich Ihnen — denn — — —"

„Wie? Verstehe ich recht?" rief Babette, blaß vor Entsetzen. „Sie heben unsere Verlobung auf?"

„O nein, das nicht; denn so weit waren wir noch nicht, Mamsell Babette."

„Nicht?" schrie Babette, indem sie von ihrem Stuhl in die Höhe fuhr, beide Hände auf den Tisch stemmte, und über diesen weit vorgebeugt dem Bootsmann zornfunkelnde Blicke zuwarf. „Also so weit waren wir noch nicht, nachdem Sie mir, so lange Sie hier sind, in der auffallendsten Weise den Hof gemacht haben, so daß Aller Augen sich auf mich richteten, in allen Ecken und Winkeln über mich gezischelt und getischelt und mein guter Ruf compromittirt wurde? Also so weit waren wir nicht, nachdem Sie längst Ihre Absichten und Wünsche offen dargelegt und ich leichtgläubige Thörin Ihnen mit vollem, liebenden Herzen entgegenkam und der Stimme in meinem Innern nur zu willig Gehör gab, während ich die Rücksicht vergaß, die ich meiner weiblichen Würde schuldig war?" Babette brach in ein convulsivisches Schluchzen aus. „So weit waren wir noch nicht," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „so weit waren

wir noch nicht, nachdem Sie mir endlich heute Morgen einen förmlichen Heirathsantrag machten? — Und das sagen Sie mir nur — — — weil ich, Gott und meinen Heiland vor Augen habend, Ihnen — o Sie, Sie — — — ach — mein Herz! ich kann nicht mehr!"

Babette sank auf ihren Stuhl zurück, schloß die Augen und ließ die Arme schlaff herunterfallen. Sie war in Ohnmacht gesunken. Das begriff auch unser Jacob, nachdem er sie eine kleine Weile, regungslos vor Erstaunen und Schrecken, betrachtet hatte. Zwar hatte er oft gehört, daß die Ohnmacht bei den Weibsleuten eben nicht selten ist, und daß die Männer gerade keine Ursache haben, sich deshalb übermäßig zu ängstigen; aber seine Begriffe von diesem seltsamen Symptome waren doch höchst verworren, und er empfand eine Beklemmung, eine Todesangst, die kaum größer hätte sein können, wenn er an der Köchin einen Mord begangen hätte. Daß hier schnelle Hülfe geleistet werden müsse, war ihm unzweifelhaft, aber wie?" Die Leute aus der Küche herbeirufen, ging doch nicht; denn das wäre ja so viel gewesen, als sie in das eben zwischen Babetten und ihm Vorgefallene einzuweihen. Also er selbst mußte den Helfer machen; o wie inbrünstig wünschte er sich nicht etliche tausend Meilen von hier weg, irgend wohin auf dem offenen Meere, nur möglichst weit von dem

festen Lande, in noch nie beschiffte Gegenden des atlantischen oder stillen Oceans! Etwas wie das Besprengen mit Wasser, Reiben der Schläfe mit Essig, Aufschnüren des Mieders schwebte undeutlich seiner geängstigten Seele vor, und er entschloß sich heldenmüthig, ohne weiteres Zaudern Hand an das Werk zu legen.

Mittelst seines Taschenmessers waren gewisse Bänder, Schnüre und Häkchen schnell beseitigt und der eingeengten Brust Babettens mehr Luft gemacht, als gerade nöthig gewesen wäre; denn ihre Toilette gerieth wirklich in eine Unordnung, welche die Verwirrung des ehrlichen Jacob nicht wenig vermehrte. Er sah sich nun nach Wasser um, und glücklicherweise fand er eine damit gefüllte Caraffe und ein Glas auf einem Nebentisch. Das Besprengen begann, es blieb aber ohne alle Wirkung, Jacob's Verzweiflung wuchs.

„Es gehört wohl ein Bischen mehr dazu," murmelte er in seiner Herzensangst und spritzte mit einem Eifer, der bei Löschung einer Feuersbrunst sehr lobenswerth gewesen wäre — Alles umsonst.

„Das Wasser thut's nicht," jammerte der unglückliche Jacob, „muß es mit dem Essig versuchen; weiß schon, wo ich solchen finde." Und er lief zu einem großen Schrank in der Ecke, aus welchem er die Köchin oft Gewürze und Eingemachtes hatte nehmen sehen. Der

Schlüssel steckte im Schloß, im Nu war der Schrank geöffnet. Aber es war schon ziemlich dunkel geworden, die Aufschriften der verschiedenen Töpfe, Kruken und Flaschen konnte er nicht mehr lesen und mußte sich somit auf seinen Geruchssinn verlassen. Bald hatte er auch eine große Kruke gefunden, deren Inhalt hinlänglich sauer roch, um für Essig zu gelten. Er riß die Blase ab, die sie schloß, und begann nun erst mit großer Behutsamkeit die Stirn und die Schläfe der Ohnmächtigen mit dem in den Essig getauchten Finger zu reiben, dann, als auch dies nicht half, ließ er einige Tropfen auf den Kopf und den Busen Babettens fallen; jedoch vergeblich, sie war und blieb ohnmächtig. Dem guten Jacob schwindelte es, Alles begann vor seinen Augen zu tanzen und sich im Kreise zu drehen, er selbst fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Jesus!“ jammerte er, „sollte sie todt sein?“

Dieser schreckliche Gedanke flößte ihm plötzlich eine Entschlossenheit ein, die zum Aeußersten fähig war.

„Hier gilt's kräftige Mittel anwenden,“ stöhnte er, „mehr Essig!“

Und er hob die Kruke über den Kopf der Ohnmächtigen, um reichlichere Tropfen auf ihren Scheitel fallen zu lassen — doch — mochte seine Hand zu sehr zittern, so daß er die rechte Neigung der Kruke nicht

innehielt, oder mochte es an dem eigenthümlich zusammengesetzten Inhalt derselben liegen, der sich jetzt Bahn brach — genug, dieser entlud sich plötzlich und — o Entsetzen! — nicht Essig allein war es, was wie eine Sündfluth über Babettens Kopf, Hals und ihre ganze Person, in ihren halbgeöffneten Mund und ihren noch mehr geöffneten Busen herabströmte, nein, eine ungeheure Masse von Mixpickles war es, kleine Gurken, Zwiebeln, Bohnen, Blumenkohl, Pfefferkörner und wie sie alle heißen, die mannigfaltigen Ingredienzien dieser angenehmen Zuspeise.

Die Wirkung war eine eben so erstaunliche als schnelle, Babette fuhr mit der Heftigkeit und dem überraschenden Effect einer Brandrakete in die Höhe.

„Unmensch!" schrie sie, schnaubend vor Wuth und Entrüstung, und sprang im Zimmer umher wie eine Besessene. Sie hustete, keuchte, spuckte aus, rieb sich die Augen, die Nase, nieste und schüttelte ab, was nur immer von dem eingemachten Gemüse und Gewürz sich abschütteln ließ. „Ungeheuer!" fuhr sie fort, sobald sie einigermaßen zu Athem gekommen war, „also morden wollen Sie mich? Ja, ich glaube wohl, daß es Sie wenig kümmern würde, mich todt zu Ihren Füßen zu sehen! O Sie grundschlechter Mensch, der Sie von Gott und der Religion nichts wissen und leichtgläubige

Frauenzimmer bethören mit Ihren glatten Reden und falschen Vorspiegelungen! O ich sehe nun wohl, was die Herren Seeleute für Heuchler und Verführer sind, der eine so gut wie der andere. Ja, ja, mein Herr Bootsmann, Sie machen große Augen; aber ich sag' es Ihnen frei heraus, Sie und Ihr Herr Capitain sind zwei Ellen von einem Stück — ein nettes Paar wahrhaftig! Denn, daß Sie's nur wissen, da oben gehen auch saubere Geschichten vor, und ich bin nicht die Einzige, die bethört und hintergangen worden ist. Aus meinen Augen, Sie — Sie — — —"

Babette hatte sich während dieser Exclamation dem betroffenen Jacob mehr und mehr genähert. Sie stand jetzt dicht vor ihm und focht mit ihren Händen so wüthend vor seinem Gesichte herum, daß er um seine Augen ernstlich besorgt wurde. Instinctmäßig hielt er ihr die Mixpickleskruke entgegen, und da sie fürchten mochte, daß diese noch nicht völlig leer sei, und sich der Gefahr einer zweiten Bescherung nicht aussetzen wollte, wich sie einige Schritte zurück. Jacob wußte nun, wie er sich den Rückzug decken könne, und mit weit vorgehaltener Kruke gewann er glücklich die Thür. Mit einem Satze war er aus dem Zimmer, schlug die Thür heftig hinter sich in's Schloß und drehte zur größeren Sicherheit noch den Schlüssel zweimal um.

So endete die Brautwerbung des braven Bootsmanns. Er war um einige Erfahrungen und eine leere Mixpicklesfruke reicher, aber um eine schöne Hoffnung ärmer geworden.

VI.

In Folge der zwischen Hugo und dem Doctor getroffenen Verabredung fand sich Letzterer am nächsten Morgen sehr früh auf der Villa ein. Hugo untersuchte den von dem Doctor geschriebenen und von Herrn Lüders unterzeichneten Schuldschein mit einer Genauigkeit, die jeden Anderen als den unerschütterlichen Doctor wohl ein wenig aus der Fassung gebracht hätte, und legte ihn dann in seine Brieftasche, nachdem er jenem einen Wechsel für den Betrag von 10000 Mark Banco auf das nämliche Hamburger Banquierhaus ausgestellt hatte, das früher die terminweisen Zahlungen an Herrn Lüders leistete. Dies Alles geschah in Zeit von wenigen Minuten und ohne daß Hugo den Doctor eines einzigen Wortes würdigte; als sich jedoch dieser zum Fortgehen anschickte, empfahl er ihm, seinem Pflegevater fernerhin nicht Geld auf Wechsel oder Schuldscheine zu borgen, da er solche nicht einlösen werde.

Der Doctor mochte über die Art und Weise, in welcher ihn Hugo behandelte, nicht sehr erbaut sein, das bezeugten das fahle Gelb, welches auf seinem Gesichte, und der stechende Blick, welcher in seinen Augen lag, als er zu Fuß nach dem nicht fernen Sils zurückkehrte, wo er mit seinem Bruder Martin im Wirthshause logirte.

Martin aber war in einer um so heiterern Laune; er hatte es für angemessen erachtet, bei dieser Gelegenheit schon gleich nach dem Aufstehen ein wenig über den Durst zu trinken und empfing den zurückkehrenden Doctor mit einer reichen Auswahl seiner schönsten Citate, eine Aufmerksamkeit, für welche sich dieser heute eben so wenig erkenntlich zeigte, wie damals, als ihn Martin über die kränkende Abfertigung Louisens zu trösten suchte.

Martin wußte sich, trotz des Bruders hartnäckigem Widerstreben, auch diesmal in Besitz des Wechsels zu setzen, und gleich darauf verließen die beiden Ehrenmänner per Extrapost das kleine friedliche Sils. Wir wollen sie nicht begleiten, da wir darauf rechnen dürfen, sie später in Hamburg wieder zu treffen, sondern kehren nach der Villa zurück.

Der Doctor hatte sich kaum entfernt, als sich Hugo in den Gartensalon begab, wo zu dieser Stunde

das Frühstück servirt wurde. Hier traf er den Grafen und dessen Neffen, den Baron Berkheim. Es konnte ihm nicht entgehen, daß beide in einer eifrigen Unterredung begriffen waren, und diese bei seinem Eintreten schnell abbrachen. Die Begrüßung war von Seiten des Grafen eine ernste, von Seiten des Barons aber eine förmliche und kalte. So war es auch am vorhergehenden Abend gewesen, als man sich zum Thee versammelte, und Hugo war ein zu scharfer Beobachter und kannte die Welt zu genau, um nicht das gänzlich veränderte Benehmen der Hausbewohner zu bemerken und seine Schlüsse daraus zu ziehen. Es mußte hier ein Mißverständniß obwalten, und dieses Mißverständniß durch die gestrigen Ereignisse herbeigeführt worden sein. Aber wie sehr hatte er nicht gerade gestern die gräfliche Familie zum Dank verpflichtet? Er hatte nicht nur die Tochter des Hauses mit eigener Lebensgefahr vom Tode errettet, nein, er hatte noch mehr gethan, er hatte sie von den Folgen ihrer eigenen schwärmerischen, aber — sein letztes Gespräch mit ihr hatte ihm die Ueberzeugung gegeben — nicht tief wurzelnden Neigung gerettet, vor Folgen, die, wie er in der entscheidenden Stunde klar erkannt hatte, für sie nie so glücklich werden konnten, wie es ihre jugendlich lebhafte Phantasie ausgemalt hatte. Er hatte, indem er die

schauerliche Kluft übersprang, um sie dem Leben wiederzugeben, zugleich die Kluft ausgeebnet, die sich zwischen ihr und dem ganzen Kreise zu bilden begonnen hatte, in welchem sie geboren und erzogen war und dem sie nun einmal für die Dauer des ganzen Lebens angehörte, in welchem er aber immer ein Fremdling, ein Eindringling bleiben mußte. Nicht nur dem Vater, der ihn jetzt so ernst und strenge gegenüberstand, nein, auch dem jungen Baron, der sich mit unverhohlener Abneigung und einer absichtlichen Kälte von ihm abwandte, hatte er unschätzbare Wohlthaten erwiesen, dem letzteren vielleicht die größten. Sollte er nun statt der Anerkennung den gewöhnlichen Undank der Welt ernten; es that seinem Herzen weh; aber er war Manns genug, es zu ertragen.

Was man ihm eigentlich zur Last legte, war ihm unerklärlich, auch konnte er nicht danach forschen, und hätte er es gekonnt, so hätte ihn doch sein Stolz davon abgehalten. So blieb ihm denn nichts übrig, als dem Undank und der Verkennung ein ruhiges, festes Benehmen entgegenzustellen; und er that es in einer Weise, die nur aus dem erhebenden Bewußtsein einer guten That hervorgehen kann.

Seine Frage nach dem Befinden Amaliens wurde kurz und ausweichend beantwortet. Sie sei noch ein

wenig angegriffen, hieß es, so auch die Gräfin, die sehr bedaure, bei dem Frühstück nicht erscheinen zu können.

Dieses war bald eingenommen und zwar so schweigend, wie gestern das Mittagsmahl und das Abendessen; nur war heute das Schweigen noch drückender, die Verstimmung Aller noch mehr in die Augen fallend.

Als man sich erhob, äußerte Hugo den Wunsch, dem Grafen noch einige Worte sagen zu dürfen. Dieser und der Baron wechselten einen schnellen Blick; dann bat ihn der Graf mit einer Freundlichkeit, die seiner früheren Herzlichkeit fast gleichkam, mit ihm in sein Arbeitscabinet zu gehen. Dort angekommen, eröffnete Hugo dem Grafen, daß er gestern durch einen Herrn aus Hamburg sehr betrübende Nachrichten über seine dort lebenden nächsten Angehörigen erhalten habe, und daß er es für eine unabweisbare Pflicht halte, in aller Eile und wo möglich noch heute die Reise nach Hamburg anzutreten, wo seine Gegenwart unerläßlich nothwendig sei. Er fügte hinzu, daß er schon über die Grenzen der Bescheidenheit hinaus die Güte und Gastfreiheit des Grafen in Anspruch genommen und befürchten müßte, durch ein längeres Verweilen dieselbe zu mißbrauchen, zumal jetzt, wo die zu seinem Bedauern

eingetretene Unpäßlichkeit der Gräfin und der Comtesse, wenn auch hoffentlich eine leichte und bald vorübergehende, die Gegenwart eines Gastes weniger wünschenswerth mache.

Der Ausdruck eines tiefen Schmerzes verbreitete sich, während Hugo sprach, über die edlen und schönen Züge des Grafen. Noch einige Secunden ließ er, als dieser schwieg, seine Blicke unverwandt auf ihm ruhen, und es war unverkennbar, daß er mit sich selbst kämpfe, um zu einem festen Entschluß zu gelangen; dann aber sagte er mit vor innerer Bewegung unsicherer, fast wehmüthig klingender Stimme.

„Daß Ihnen, lieber Falkner, seit gestern etwas schwer auf dem Herzen liegt, konnte mir nicht unbemerkt bleiben. Nun sagen Sie mir zwar, daß Sie über Ihre nächsten Angehörigen betrübende Nachrichten erhielten, was ich aufrichtig bedaure; aber ich bitte Sie als Freund, dem Sie es nicht als ungehörige Einmischung in Ihre Angelegenheiten anrechnen dürfen, mir offen zu sagen: ist das Alles, was Sie seit gestern so traurig und nachdenklich stimmt?"

„Alles, Herr Graf."

„Ich bitte Sie noch einmal, lieber Falkner, mir Ihr ganzes Vertrauen zu schenken."

„Wenn Sie von den Beziehungen wüßten, Herr

Graf, die zwischen jener unglücklichen Familie und mir Statt finden, so wie von den großen Verpflichtungen, die mich an dieselbe binden; und wenn Sie dazu noch den Bericht mit angehört hätten, den mir gestern jener Fremde abstattete, so würden Sie meine Verstimmung verstehen, wenn es auch tadelnswerth erscheinen mag, daß ich sie zu sehr habe durchblicken lassen, und Sie würden meinen Entschluß, sofort nach Hamburg zu reisen, gewiß billigen."

„Ich zweifle nicht daran, bester Falkner; aber man kann doch von mehreren Sorgen zugleich beunruhigt und bedrückt sein, und das scheint mir bei Ihnen der Fall zu sein. Ich habe Sie gebeten, mir Ihr Vertrauen zu schenken, und ich wiederhole diese Bitte. Betrachten Sie mich als Ihren wohlmeinenden, väterlichen Freund und sprechen Sie zu mir, offen, ohne Rückhalt, wie Sie in einer entscheidenden Stunde mit Ihrem Vater gesprochen haben würden. Bedenken Sie, daß Sie sich gestern ein großes, heiliges Anrecht auf meine Dankbarkeit erworben haben, und glauben Sie meiner Versicherung, daß ich von Herzen geneigt bin, Ihnen diese in jeder Weise zu bethätigen. Ich habe Ihnen vielleicht nicht so warm, wie Sie es hätten erwarten dürfen, für die Rettung meines einzigen, geliebten Kindes gedankt; aber dann, lieber Falkner,

lag es nur daran, daß ich mir bewußt war, wie es für ein Vaterherz Gefühle giebt, die keine Worte auszudrücken vermögen. Falkner," fuhr er fort, indem er Hugo's Hand ergriff und sie herzlich drückte, „wir kennen uns zu lange und hegen eine zu gute Meinung von einander, als daß wir uns durch eine falsche Scheu zurückhalten lassen dürfen, offen und frei, wie es Männern geziemt, das rechte Wort zu sprechen. Haben Sie etwa gefürchtet, bei mir die gewöhnlichen Vorurtheile meines Standes zu finden; nun, ich komme Ihnen gern mit der Betheuerung entgegen, daß Sie mich alsdann unrichtig beurtheilt haben. Hegen Sie also einen Wunsch, den ich erfüllen kann, so reden Sie."

Hugo war durch diese Worte, noch mehr aber durch den zugleich herzlichen und würdevollen Ton, in welchem sie gesprochen wurden, sichtbar bewegt; mit Wärme erwiederte er den Händedruck des Grafen.

„Es wäre in der That ein unverzeihliches Unrecht," entgegnete er, „wenn ich mich durch eine falsche Scheu oder ungerechtfertigte Annahme davon zurückhalten ließe, dem ehrenden Zutrauen zu entsprechen, welches Sie immer in mich setzten; denn, glauben Sie mir, Herr Graf, ich habe stets den ganzen Umfang Ihrer mir erwiesenen Güte erkannt, und in diesem Augenblick bin ich tief davon gerührt. Für Ihr großmüthiges Ent-

gegenkommen nehmen Sie meinen innigsten Dank. Gott ist mein Zeuge, daß ich das Glück, dessen Sie mich würdig halten, nach seinem vollen Werthe zu schätzen weiß, aber annehmen darf ich es nicht. Einen Wunsch, wie den, auf welchen Sie hingedeutet haben, hege ich nicht und darf ihn nicht hegen, weil — von mir ganz abgesehen — dessen Erfüllung auch für Andere, für Sie selbst, Herr Graf, nicht in dem Maße segenbringend werden könnte, wie Sie vorauszusetzen scheinen."

Ueberrascht trat der Graf einige Schritte zurück. Es lag etwas in seiner Miene wie bittere Enttäuschung und der sehnliche Wunsch, den traurigen Folgen eines Mißverständnisses vorzubeugen.

„Wenn Sie sich aber hierüber täuschten, Falkner," sagte er aufgeregt, fast heftig.

„Ich täusche mich nicht," war die ruhige Antwort.

„Sie sprechen das so zuversichtlich aus."

„Weil ich volle Gewißheit habe."

„Das heißt, Sie haben Ihr eigenes Herz geprüft."

„Das allerdings."

„Dann aber, Herr Falkner," sagte der Graf in dem stolzen Tone und mit dem imponirenden Wesen, welches ihm unter Umständen eigen war, „muß ich

Ihnen zu meinem tiefsten Bedauern gestehen, daß diese Selbstprüfung etwas spät eingetreten ist, wie mir überhaupt Manches in Ihrem Benehmen unerklärlich erscheint."

„Ich fühle es, Herr Graf," entgegnete Hugo ruhig, „und es betrübt mich mehr, als ich Ihnen sagen kann, von Ihnen — wenn auch hoffentlich nur für eine kurze Dauer — mißverstanden oder gar mißkannt zu werden."

„Wenn Sie so sehr bedauern," sagte der Graf hitzig, „daß sich ein Mißverständniß zwischen uns eingeschlichen hat, so heben Sie es durch eine offene Erklärung."

„Ich kann Ihnen eine solche nicht geben."

„Genug, kein Wort weiter!" rief der Graf mit vor Zorn bebender Stimme; aber er faßte sich schnell und fügte hinzu: „Herr Falkner, Sie haben mit Gefahr Ihres eigenen Lebens das meiner Tochter gerettet. Das vergesse ich jetzt nicht und werde es auch nie vergessen. Sie werden verstehen, was damit gesagt ist."

Hugo biß sich auf die Lippen; das Zucken seiner Stirnmuskeln, die Röthe, die in seine Wangen stieg, verrieth, wie sehr sein Stolz sich gegen diese Kränkung empörte.

„Ich verstehe, Herr Graf," erwiederte er nach

einer Pause, „Sie wollen sagen, daß Sie sonst eine Erklärung von mir fordern würden. Ich aber müßte sie dennoch verweigern."

Dem Grafen kostete es augenscheinlich Mühe, einen heftigen Zornesausbruch zurückzuhalten.

„Wann wünschen Sie zu reisen, Herr Falkner?" fragte er kurz und barsch.

„In einer halben Stunde, Herr Graf."

„Mein Wagen wird zu Ihrer Verfügung stehen."

„Bis nach Sils nehme ich ihn mit Dank an. Von da werde ich Extrapost nehmen."

„So leben Sie wohl, Herr Falkner."

Hugo verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Wenige Minuten später war Hugo auf seinem Zimmer beschäftigt mit Jacob's Hülfe seinen Koffer zu packen, als plötzlich der Baron Birkheim eintrat. Hugo sah den jungen Mann erstaunt an, so völlig verändert, ja entstellt erschienen ihm dessen sonst so ruhige, milde Züge. Die Blässe, die gewöhnlich auf seinem Gesichte lag, war auffallender als sonst, fast leichenähnlich, seine Augen leuchteten mit einem unheimlichen Feuer, und seine schlanke, etwas schmächtige Gestalt bebte vor innerer Aufregung. Dennoch war sein Ton ziemlich ruhig,

als er Hugo um eine Unterredung unter vier Augen bat. Auf einen Wink seines Herrn verließ Jacob das Zimmer.

„Herr Falkner," begann der Baron, sichtbar bemüht, eine ruhige Haltung zu bewahren, „ich komme so eben von meinem Onkel. Ich weiß, was zwischen Ihnen und ihm vorgefallen ist. Mein Onkel, stets geneigt, dem Zuge seines edlen Herzens zu folgen, ist in dem Verlangen, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, die Sie ihm auferlegt haben, so weit gegangen, wie ein Mann von Ehre nur immer gehen kann; er hat Ihnen — — —"

„Mir scheint, Herr Baron," fiel ihm Hugo ins Wort, „daß die Angelegenheit, von der Sie sprechen wollten, eine zu delicate ist, als daß Sie, obgleich ein naher Anverwandter der gräflichen Familie, ein Recht hätten — wenigstens mir gegenüber — darauf zurückzukommen, nachdem sie schon erledigt ist."

„Erledigt ist sie noch nicht, und wenn Sie mich auch für minder berechtigt halten, hierüber zu sprechen, so werden Sie anderseits einräumen, daß für mich nicht jene Rücksichten bestehen, die für meinen Onkel maßgebend sind."

„Wenn Sie damit etwa sagen wollen," erwiederte Hugo sehr gelassen, „daß Sie die Erklärung von mir

fordern, die ich dem Grafen verweigern mußte, so ersparen Sie sich alle weiteren Worte, Herr Baron, denn, seien Sie dessen versichert, ich bin nicht der Mann, der sich etwas abtrotzen läßt."

Der Baron schien im Begriff, eine zornige Antwort zu geben; aber er hielt an sich.

„Herr Falkner," sagte er nach einer Pause, „ich bin wahrlich nicht hierher gekommen, um Streit mit Ihnen zu suchen, nein, nur das lebhafte Interesse, welches ich an den Bewohnern dieses Hauses und auch an Ihnen nehme, führt mich zu Ihnen. Ich möchte Sie bewegen — aber verstehen Sie mich recht — durch Bitten und freundschaftliche Vorstellungen möchte ich Sie bewegen, mir Ihr Herz zu öffnen, und um Ihnen zu beweisen, daß ich von Ihnen nichts erwarte, was ich nicht selbst zu gewähren gern bereit bin, so will ich Ihnen gestehen, was ich noch keinem Anderen anvertraut habe und was mich auch in Ihren Augen entschuldigen wird, wenn ich in meinem Eifer zu weit gegangen bin. Ich liebe Amalie. — — —"

Der Baron hielt plötzlich inne, wandte sich mit einer raschen Bewegung ab und bedeckte mit der Hand die Augen. Hugo war von dem überwältigenden Schmerz des jungen Mannes tief gerührt.

„Ich wußte es, lieber Baron," sagte er mit leisem, weichen Tone.

„Schon seit Jahren," fuhr der Baron fort, „war es mein heißester Wunsch, meine schönste Hoffnung, sie dereinst für mich zu gewinnen. Ohne sie, so dachte ich, müsse mir das Leben eine unerträgliche Bürde werden, und dennoch entsagte ich — und daraus mögen Sie ersehen, Herr Falkner, wie hoch ich Sie stellte — dennoch entsagte ich dem lange ersehnten Glücke bereitwillig, als ich das zwischen Ihnen und meiner Cousine Statt findende — — —"

„Reden Sie nicht aus," fiel ihm Hugo ins Wort. „Ihr Vertrauen ehrt und erfreut mich, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Aber die Voraussetzung, die Sie so eben aussprechen wollten, ist eine irrige, das versichere ich Ihnen. Ihre Entsagung war eine voreilige, lieber Baron; nichts steht Ihrem Glücke entgegen, was sich nicht in kurzer Zeit bei einiger Ruhe und Geduld von Ihrer Seite hinwegräumen ließe."

„Nein, nein, Herr Falkner!" rief der Baron in der höchsten Aufregung, „nicht ich bin es, der sich täuscht, Sie sind es. Und um Ihnen diese Täuschung zu benehmen und deren traurigen Folgen vorzubeugen, bin ich zu Ihnen gekommen. Ich bitte Sie dringend, ich beschwöre Sie, mir ein dem meinigen gleiches Vertrauen

zu schenken. Ist denn nicht das ganze Lebensglück zweier Menschen ein zu kostbares Gut, um es einem leicht zu beseitigenden Mißverständniß zum Opfer zu bringen!"

„Wenn ich Ihnen aber wiederhole, Baron Berkheim, daß hier, was mich betrifft, gar kein Mißverständniß obwaltet, sondern nur ein solches, durch welches Sie irregeführt werden."

„Warum klären Sie es denn nicht auf, bester Falkner," bat der Baron.

„Weil ich nicht kann."

„Weil Sie nicht wollen," sagte der Baron hitzig.

„Nun gut, wenn Sie meine Betheuerungen denn durchaus nicht überzeugen können, so nehmen Sie an, daß ich nicht will."

„Dann aber müßte ich andere Mittel anwenden, zu meinem Ziele zu gelangen!" rief der Baron außer sich vor Zorn.

„Wenn es Ihre Absicht ist, mich zu etwas zu zwingen," entgegnete Hugo kaltblütig, „was gegen meine Ueberzeugung ist, so werden Sie dieselbe nie erreichen."

„Wir werden sehen, mein Herr!"

Mit diesen Worten stürzte der Baron aus dem Zimmer. Hugo sah ihm mit einem mitleidsvollen Blicke nach: dann rief er Jacob wieder herbei, und

das Einpacken wurde so ruhig fortgesetzt, wie es begonnen war.

Hugo hatte, wie wir sahen, den Zornausbrüchen des Grafen und des Barons gegenüber seinen Gleichmuth zu bewahren gewußt, tiefer kränkte es ihn, daß die Gräfin ihm durch den Haushofmeister ihr Bedauern ausdrücken ließ, Unpäßlichkeits halber ihn vor seiner Abreise nicht sehen zu können, und mehr als dieses Alles that es ihm weh, sich ohne ein herzliches Lebewohl von Amalien trennen zu müssen.

Als er auf dem Wagen saß, und dieser aus dem Hofe rollte, wurde ihm das Herz recht schwer. Niemand hatte ihm beim Scheiden die Hand gedrückt, kein freundliches Augenpaar hatte ihm einen letzten Blick zugeworfen, kein Wort des Bedauerns über sein Fortgehen war an sein Ohr gedrungen, kein liebevoller Wunsch für sein Wohlergehen hatte ihn begleitet. Selbst die Bedienten, die seinen Koffer auf den Wagen hoben, zeigten sich mürrisch und unwillig und ließen für das überreichte Trinkgeld kaum ein Wort des Dankes hören. Der Kutscher auf dem Bock hieb mißmuthig auf die Pferde ein, als sei er darüber ungehalten, ihm den letzten Dienst erzeigen zu müssen, ja sogar das Bellen

des Kettenhundes schien ihm, als er durch das Thor fuhr, zorniger und böswilliger als sonst.

Bei der Schwenkung am Hofthor konnte er sich nicht enthalten, auf das Haus zurück zu blicken, wo er unter Menschen, die er liebte und ehrte, so manchen frohen Tag verlebt hatte; aber kein Fenster öffnete sich, keine Gardine bewegte sich, kein Taschentuch winkte ihm den Abschiedsgruß zu. Ueber dem ganzen Hause lag es wie Grabesstille, und aus jeder Ecke schien es ihm vorwurfsvoll nachzurufen: „Zufriedenheit und Eintracht wohnten in diesen Räumen, ehe du hier einzogest; Trauer und Zwietracht lässest du beim Scheiden in Aller Herzen zurück. Hinweg mit dir, du Unheilstifter, du unsteter Gesell, du ruheloser Abenteurer, der du nirgends auf Erden eine Heimath hast. Trage den Samen des Unfriedens anders wohin, hier ist dein trauriges Werk vollbracht!"

Unwillkürlich mußte er daran denken, wie er zweimal früher, mißkannt und in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, das Haus seiner Pflegeeltern verlassen habe, und jetzt mit gleich bittern Gefühlen abermals in die weite lieb- und theilnahmlose Welt hinausziehe, ohne Hoffnung, je eine Stätte zu finden, wo er, im Innern befriedigt, Ruhe im Herzen, einen eigenen Herd und eine künftige Heimath gründen könnte.

Was führte ihn jetzt nach Hamburg? Der Gedanke etwa, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen, die ihn früher so fest an die Gespielin seiner glücklichen Kindheit, an die Geliebte seiner Jugendjahre fesselten? Nein, daran dachte er nicht. Nur die Pflicht trieb ihn dahin, und wenn diese erfüllt war — vielleicht ohne daß er die Pflegeeltern und Louisen auch nur einmal wiedergesehen — so ging es abermals weiter — wohin wußte er selbst nicht, vielleicht wirklich nach Marokko oder Madagaskar, wie er dem Doctor Schönfeld spöttelnd gesagt hatte; ihm war das eine Reiseziel so lieb wie das andere.

Dann wieder fragte er sich, ob er denn auch wirklich recht gethan habe, das verlockende Glück von sich zu stoßen, das sich ihm hier dargeboten, ja, fast aufgedrungen, und das ihn in mancher Stunde — er mußte es sich gestehen — wie das herrliche Wunder einer Aladinslampe entzückt und berauscht hatte. Wo auf dem weiten Erdenrund würde er so viele Bedingungen eines ruhigen, zufriedenen Lebens wiederfinden als hier, wo er nur die Hand auszustrecken brauchte, sich derselben zu versichern? War es nicht thöricht, der Erinnerung an ein nur geträumtes, längst entschwundenes Gut eine so große Gewalt über sich einzuräumen, daß er jetzt das wirklich vorhandene verschmähte? Und hatte

er nicht seine Neigung für das liebliche Mädchen und dessen so oft dargelegte Liebe für ihn zu geringe angeschlagen, indem er jene für das Interesse gehalten, das Jugend, Schönheit und Liebreiz immer einflößen, diese aber für das bloße Aufwallen eines noch halb kindlichen Herzens, für das Strohfeuer einer zum ersten Mal auflodernden Phantasie?

Aber schnell wies er diesen Zweifel zurück.

„Es war dennoch recht,“ so schloß er seine Betrachtungen, „mich von einem vorübergehenden Schein nicht blenden zu lassen und dadurch sie und mich vor zu später Enttäuschung und Reue zu bewahren. Was ich nicht mit voller Ueberzeugung, aus ganzem, ungetheilten Herzen thun konnte, mußte zu ihrem und meinem eigenen Wohle ungeschehen bleiben.“

Jacob, der auf dem Bocke saß, war in der übelsten Laune von der Welt. Oft schielte er nach seinem Capitain zurück und schien nicht üble Lust zu haben, gegen diesen sein Herz zu erleichtern mittelst einiger kräftiger Ausfälle gegen die ganze Gottesschöpfung überhaupt und das menschliche Dasein speciell. Aber das konnte nur unter vier Augen geschehen; er warf dem neben ihm sitzenden Kutscher einen grimmigen Blick zu und schwieg. Doch nur äußerlich; innerlich raisonnirte er fort, wie er es selbst nannte, und in seinem Kopfe

bildeten sich gar seltsame Betrachtungen über die eigenthümliche Verkettung seines Geschickes mit demjenigen seines Capitains.

„Wunderbar," sagte er für sich, „jedesmal, wenn der Capitain seinen Cours nach dem Ehestandshafen richtet, muß auch mich gleich der Teufel reiten, daß ich in dasselbe Fahrwasser 'neinsteure; und so oft er dabei Schiffbruch leidet, muß ich gleichfalls auf irgend 'ner verdammten Untiefe sitzen bleiben. Sollte das noch lange so fortgehen, so wollt' ich mich lieber an eine zweihundertpfündige Bombe anschmieden und zehntausend Klafter tief in das Meer versenken lassen zu den Haifischen und — — Seeschlangen! — Hm, Seeschlangen, 's war doch 'ne lustige Geschichte mit den Seeschlangen!" Und Jacob vergaß auf einen Augenblick seinen Aerger, um still in sich hinein zu lachen.

Unsere Reisenden waren kaum vor dem kleinen Gasthause zu Sils abgestiegen, und noch sprach Hugo mit dem redseligen Wirth, indem er ihm auferlegte, so schnell wie möglich die Extrapost zu bestellen, als ein Reiter in gestrecktem Galopp die enge Straße hinansprengte und gleichfalls vor dem Gasthause anhielt; es war der Baron Berkheim. Schnell schwang er sich aus dem Sattel, warf den Zügel einem Stallknecht zu und

wandte sich mit verstörtem Gesicht und vor Aufregung zitternder Stimme an Hugo.

„Ein letztes Wort, mein Herr," sagte er, indem er Hugo einen Wink gab, mit ihm bei Seite zu gehen. „Sie haben die Erklärung verweigert," fuhr er fast flüsternd fort, nachdem sie sich soweit entfernt hatten, daß die um den Wagen Versammelten ihn nicht hören konnten, „Sie haben die Erklärung verweigert, um die wir, mein Onkel und ich, Sie freundlich gebeten haben. Sind Sie jetzt geneigt, sie mir zu geben?"

„Nein, Herr Baron."

„So erkläre ich Ihnen, daß Ihr Benehmen in dem Hause meines Onkels ein unehrenwerthes gewesen ist, daß Sie das Ihnen erwiesene Gastrecht mißbraucht haben, und daß ich hier bin, Sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Sie werden mir in den nahen Wald folgen; die Sache wird bald abgemacht sein."

Er öffnete seinen weiten Ueberzieher und ließ Hugo zwei Pistolen sehen, deren Mündungen aus der tiefen Brusttasche hervorragten.

„Baron Berkheim," sagte Hugo mit unerschütterlicher Ruhe, „ich kann Ihrer gereizten Stimmung Vieles zu gute halten, da ich weiß, aus welchen Gefühlen sie entspringt. Darum gebe ich Ihnen noch einmal die feierliche Versicherung, daß ein Irrthum nur auf Ihrer

Seite vorhanden ist und daß Sie noch einsehen werden, wie Sie alle Ursache haben, mir zu danken, statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen. Seien Sie hiermit zufrieden und kehren Sie ruhig nach Hause zurück."

„Das sind leere Ausflüchte," entgegnete zähneknirschend der Baron, „deren Sie sich nur bedienen, um der Verpflichtung auszuweichen, mir Satisfaction zu geben."

„Herr Baron!"

„Wenn Sie nicht eben so feige wie gewissenlos sind, so folgen Sie mir."

„Gut, beeilen wir uns also."

Da dieses Gespräch, wie gesagt, mit dem leisesten Tone und scheinbarer Ruhe geführt wurde, war es der Beachtung des Wirthes und seiner Leute entgangen; nur Jacob, dem schon auf der Villa Manches an dem Benehmen der beiden jungen Männer auffallend erschienen war, beobachtete sie genau, und als nun sein Capitain und der Baron eiligen Schrittes die Straße neben einander hinabgingen, stieg in dem Gemüthe des ehrlichen Bootsmanns ein Argwohn auf, der ihn veranlaßte, ihnen in einiger Entfernung zu folgen.

Der Wald, dessen der Baron erwähnt hatte, lag nicht weit von dem Städtchen an der Abdachung eines nicht steilen Berges. Es befand sich hier am Fuße einer Felswand eine kleine Lichtung mit ziemlich ebenem Bo-

den, in deren Mitte eine uralte Eiche stand. Der Platz war sowohl Hugo als dem Baron wohl bekannt, und dorthin lenkten sie ohne vorhergehende Verabredung ihren Gang.

Einen Augenblick, nachdem sie in den Schatten des Waldes eingetreten waren, schlüpfte auch Jacob hinter einen dicken Baumstamm an dem Saume desselben und schlich ihnen von hier aus so leise wie möglich nach, indem er mit der Behendigkeit eines Indianerkriegers von Baum zu Baum huschte. Er dachte wohl nicht im Entferntesten daran, ihr Vorhaben zu verhindern, denn er wußte, wie unmöglich dies sein würde; er wollte nur bei der Hand sein, wenn ein Unglück geschähe und schnelle Hülfe Noth thäte.

„Verdammt," murmelte er zwischen den Zähnen, waren doch so gute Freunde, der Capitain und der Baron, und da laufen sie nun, als ob's die schrecklichste Eile hätte, einander 'n paar Kugeln durch den Leib zu jagen — — ohne Secundanten und einen Wundarzt mitzunehmen, wie sich's doch gehört. — — Tod und Teufel! — — Und das Alles nur des jungen Frauenzimmers wegen. Ja, die Frauenzimmer, wenn die nur nicht auf der Welt wären, da hätt' man 'nen guten Theil weniger Sorge und Plage. Nun fehlte mir weiter nichts mehr, als daß der alte Narr, der Haus-

Hofmeister, der doch auch ein Auge auf die Babette geworfen hatte, mir nachkäme, um mich zur Rede zu stellen. Na, Bomben und Granaten! dem würd' ich heimleuchten; aber so!" Und Jacob stieß recht ingrimmig mit den Fäusten nach rechts und links in die Luft.

Hugo und der Baron waren mittlerweile auf der kleinen Lichtung angelangt und machten hier Halt.

Die beiden jungen Männer bildeten, wie sie sich jetzt gegenüberstanden, einen bemerkenswerthen Contrast. Hugo war so ruhig und kaltblütig wie immer, wenn er sich bewußt war, daß die nächste Minute über Leben und Tod entscheiden konnte; kein Zug seines Gesichtes verrieth die mindeste Aufregung seines Innern. Auch der Baron war gefaßter, als wir ihn bei den vorhergehenden Auftritten sahen; aber es war nicht zu verkennen, daß seine Fassung eine nur erzwungene war und daß sie, mochte er auch in außerordentlichen Fällen energischer Handlungen fähig sein, mit seinem sonst so weichen, sanften Naturell in Widerspruch stehe. Die Blässe seiner Wangen, die oft mit einem fliegenden Roth wechselte, das fieberhafte Glühen seiner Augen zeigten deutlich, daß sein Muth — es fehlte ihm keineswegs daran — nicht der kalte, besonnene, durch tausend Gefahren gestählte Muth war, den sein Gegner in so hohem Maße besaß.

„Ist Ihnen dieser Platz recht, Herr Baron?“ fragte Hugo.

„Ja.“

„Ihre Pistolen also.“

Der Baron zog diese aus der Tasche seines Ueberziehers.

„Sie sind geladen, mein Herr; wählen Sie. Hier sind auch Zündhütchen.“

„Herr Baron,“ sagte Hugo, indem er eine der Pistolen ergriff, „Sie glauben sich durch mich beleidigt und haben den ersten Schuß.“

„Nein, Herr Falkner, Sie sind der Geforderte, Sie schießen zuerst.“

„Nimmermehr; wenn ich drei gezählt habe, schießen Sie; ich bestehe fest darauf.

„Gut, da Sie es durchaus wollen. — —“

„Ich schlage Ihnen vor, daß wir unsere Plätze so wählen, daß einer von uns hier bleibt, der andere sich an der Eiche aufstellt. Die Distanz ist ungefähr funfzehn Schritt. Sind Sie damit einverstanden.“

„Ja.“

„Welchen Platz wählen Sie?“

„Ich überlasse Ihnen die Wahl.“

„So bleiben Sie hier.“

„Sehr wohl.“

Hugo nahm seinen Platz unter der Eiche ein. Mit fester Stimme zählte er „Eins!“ Der Baron spannte den Hahn und hob die Pistole.

„Zwei!“ — Er legte an.

„Drei!“ Der Schuß krachte, und die Kugel schlug dicht über Hugo's Kopf in den Baum. Jetzt zählte der Baron: „Eins!“ Aber Hugo warf die Pistole weit von sich und ging auf den Baron zu.

„Genug des thörichten und vermessenen Spiels,“ sagte er. „Ich habe mich einzig und allein dazu herbeigelassen, weil ich gar kein anderes Mittel sah, Sie zu überzeugen, daß ich durch Rücksichten, die mir mehr gelten, als die auf mein Leben, davon abgehalten werde, Ihnen die Erklärung zu geben, welche Sie wünschen. Es würde mich freuen, wenn ich meine Absicht erreicht hätte; wo nicht, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich, falls Sie binnen vierzehn Tagen von Ihrem unseligen Irrthume nicht zurückgekommen sein sollten, Ihnen wieder stellen werde, wo und wann Sie es wünschen. Dann aber, Baron Berkheim, wird nur einer den Platz lebend verlassen. Meine Adresse werden Sie zu jeder Zeit bei einem Manne in München erfragen können, dessen Karte ich Ihnen hiemit übergebe.“

Er zog seine Brieftasche hervor und nahm daraus eine Karte, die er dem Baron hinreichte. Dieser nahm sie indeß nicht.

„Nehmen Sie Ihre Pistole wieder!“ rief er, zornig mit dem Fuße stampfend. „Ich werde mir das Spiel, wie Sie es nennen, und das Sie mit mir zu treiben belieben, nicht gefallen lassen.“

„Sie werden es sich doch gefallen lassen müssen, denn, bei Gott! ich habe jetzt das letzte Wort mit Ihnen gesprochen!“

Der Baron entriß ihm die wieder dargereichte Karte.

„So gehen Sie denn, mein Herr,“ sagte er, „aber, das schwöre ich Ihnen, ich werde Sie später zu finden wissen.“

Hugo wandte sich ab und schritt ruhig und gedankenvoll von dannen. Er achtete erst nicht darauf, daß, als er eine Strecke weit gegangen war, hinter ihm unter den Tritten eines Anderen das dürre Laub raschelte. Als aber das dadurch entstehende Geräusch fortdauerte, wurde er endlich darauf aufmersam. Er dachte, es müsse der Baron sein, stand still und wandte sich um. Aber es war Jacob, der hinter ihm drein schlenderte und jetzt, seelenfroh über den glücklichen Ausgang des Duells, still in sich hineinlachte.

Es zuckte ein freudiges, wohlthuendes Gefühl durch Hugo's Herz, als er das breite, ehrliche Gesicht des Bootsmanns sah, und er blieb stehen, um diesen herankommen zu lassen.

„Ich hätte mir denken können, daß Du nicht fern seiest, Alter," sagte er, indem er ihm die Hand mit einem freundlichen Lächeln auf die Schulter legte.

„Zum Henker, Capitain," stammelte Jacob, wie um seine Zudringlichkeit zu entschuldigen, „man kann doch nicht wissen, wie so 'ne Geschichte abläuft."

„Es war eine recht thörichte Geschichte, Jacob, die ich eben so sehr bedaure, als ich daran unschuldig bin."

„Weiß schon, weiß schon, Capitain, die Schuld an allem Unglück in der Welt haben die — — —" Frauenzimmer wollte er sagen; aber er besann sich und schwieg.

„Möchte nun der Haushofmeister kommen," sagte er für sich, „den wollt' ich bearbeiten — oh — wär' jetzt gerade zu so 'ner kleinen Boxerei aufgelegt.

Aber der Haushofmeister kam nicht, und eine halbe Stunde später fuhren die beiden durch die Straßen der kleinen Stadt Sils, während der Postillon,

durch die Aussicht auf ein gutes Trinkgeld in die heiterste Laune versetzt, munter blies:

„Fahr' ich, fahr' ich, fahr' auf der Post,
Fahr' auf der Schneckenpost,
Was mir keinen Kreuzer kost' u. s. w."

VII.

Wir wollen Hugo auf seiner Reise über Chur nach München nicht begleiten; denn was ihm auf derselben begegnete, möchte den sehr verehrten Leser wenig interessiren. Auch wollen wir uns nicht mit ihm in München aufhalten, denn was sich dort während der wenigen Tage seines Verweilens zutrug, brauchen wir dem einsichtsvollen Leser nicht zu sagen. Dieser erräth ohnehin leicht, zu welchen gegenseitigen Aufklärungen und gemeinsamen Entschlüssen die Gespräche zwischen Hugo einerseits und Werner, Ida und Madame Altmann anderseits führen müssen.

Eilen wir lieber dem Doctor und seinem Bruder Martin nach, die ohne den mindesten Zeitverlust die weite Strecke vom Engadin nach Hamburg zurückgelegt haben. Der sehr gütige Leser, der uns bis hierher treu geblieben ist, wird uns auch diese letzte Bitte gern gewähren.

Das Verhältniß zwischen dem Doctor und seinem

Bruder war, wie wir wissen, nie ein sehr zärtliches, und ihr letztes großes Unternehmen, der an Hugo begangene Betrug, hatte sie einander nicht näher gebracht; im Gegentheil, er hatte ihnen reichlichen Anlaß zu gegenseitigen Reibungen und Zänkereien geboten und ihren tiefwurzelnden Haß noch gesteigert. Man hätte sie mit zwei heißhungerigen Raubthieren vergleichen können, welche die Krallen in eine gemeinschaftlich erjagte Beute tief eingeschlagen haben und über diese hin sich knurrend und zähnefletschend mit grimmigen Blicken messen; jedes für sich fest entschlossen, sich den Antheil des Löwen anzueignen.

Der Doctor hatte nicht gesäumt, den Betrag des Wechsels zu erheben, den ihm Hugo eingehändigt hatte, und eben so wenig hatte Martin gesäumt, nicht nur die Auszahlung der ihm zukommenden Hälfte zu beanspruchen, sondern auch noch einige andere, verjährte Forderungen an seinen Bruder auf's Neue in Anschlag zu bringen. Aber der Doctor hatte, wie wir gleichfalls wissen, die Liquidation an eine Bedingung geknüpft und drang aus zwei Gründen mit eiserner Beharrlichkeit auf die Erfüllung derselben; er wollte sich dadurch des Bruders Beihülfe in einer anderen Angelegenheit sichern und zugleich Zeit gewinnen, um sich wo möglich der Verpflichtung gegen Martin völlig zu entziehen.

Martin durchschaute ihn indeß und war auf seiner Hut. Er wußte, daß der Doctor in andere Händel verwickelt war, und daß einige derselben eine schlimme Wendung zu nehmen drohten. Er wußte, daß dieser alle Ursache habe, gewisse Katastrophen zu fürchten, die ihn mit der Polizei in bedenkliche Conflicte verwickeln und sein längeres Verbleiben in Hamburg in hohem Grade gefahrvoll machen konnten. Ueber Nacht konnte der Doctor seinen Ranzen packen und sich aus dem Staube machen, auch wohl in der Eile vergessen, mit ihm abzurechnen. Dem aufmerksamen Martin waren gewisse Umstände nicht entgangen, die auf derartige Pläne des Doctors schließen ließen. Dieser hatte seit ihrer Rückkehr nach Hamburg eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltet. Sein Haus in Eimsbüttel hatte er plötzlich unter der Hand verkauft, und zwar ohne dem Bruder ein Wort darüber zu sagen. Auch hatte er seine rückständigen Forderungen eingetrieben und alle geschäftlichen Verbindungen aufgehoben, und in den letzten Tagen hatte sich zum öfteren ein Mobilienhändler bei ihm sehen lassen, was vermuthen ließ, daß er sich auch seiner fahrenden Habe zu entäußern strebte.

Martin ließ seinen Bruder nicht ahnen, daß er dies Alles ausgekundschaftet und Verdacht geschöpft habe; denn er wußte, wie vergeblich es sein würde, diesen über

seine wahren Absichten auszufragen, oder gar ihn wegen seines geheimen Treibens zur Rede zu stellen. Er war vielmehr darauf bedacht, sich möglichst unwissend zu stellen, um jenen sicher zu machen, das einzige Mittel, auch ferner seine geheimsten Schritte zu erforschen.

Zugleich aber verdoppelte er seine Wachsamkeit, ließ den Doctor so wenig wie möglich aus den Augen, patrouillirte Tag und Nacht in der Nähe seiner Wohnung umher und war namentlich um die Abgangszeit der Bahnzüge und Dampfschiffe auf der Vigilanz. Manchmal wandelte ihm auch wohl die Lust an, kurzen Proceß zu machen und mit Gewalt dem Doctor zu entreißen, was ihm dieser nicht gutwillig geben wollte; aber er bedachte, daß er es mit einem entschlossenen und gefährlichen Gegner zu thun habe, der es lieber zum Aeußersten kommen lassen, als sich einer gewaltsamen Maßregel fügen würde. So entschloß sich denn Martin nach reiflicher Ueberlegung, die seinerseits eingegangenen Bedingungen genau zu erfüllen, dann aber auch keine Stunde länger Geduld zu haben, sondern auf die sofortige Theilung zu bestehen.

Wir wissen, welcher Art diese conditio sine qua non war, und mit welchem schrecklichen Unheil dieselbe die nichts Böses ahnende Louise bedrohte. Den schändlichen Plan hatten die Brüder auf's Genaueste ver-

abredet, und sie waren völlig überzeugt, daß er nicht mißlingen werde. Jetzt war auch der Augenblick herangekommen, da er ausgeführt werden mußte. Schon vier Tage waren seit der Rückkehr der Brüder verflossen. Es war Sonnabend Nachmittag. Aber jeden Sonnabend Nachmittag — das hatte Martin schon längst herausgebracht — pflegte Louise bei ihren Kunden in Hamburg die Arbeit abzuliefern, die sie während der Woche beendigt hatte. Gegen Abend, ziemlich genau zur selben Stunde, kehrte sie dann wieder nach Eimsbüttel zurück. Diesen Umstand wollten sich die beiden Schurken zu Nutze machen. Wir werden sehr bald ihren Plan im Einzelnen kennen lernen; doch die Begebenheiten, die wir noch zu berichten haben, drängen sich in wenig Stunden zusammen, und es ist nothwendig, die genaue Zeitfolge im Auge zu behalten. Daher müssen wir zuvörderst auf einige Minuten unsichtbare Zeugen dessen sein, was sich in der Wohnung des Doctors zuträgt.

Wir finden ihn gerade jetzt sehr beschäftigt. Er ist so eben von einem kurzen Besuch bei seinem in dem unteren Stockwerke wohnenden Hauswirthe, dem er die Miethe für das laufende halbe Jahr bezahlt hat, in sein Zimmer zurückgekehrt. Hier sieht es ein wenig wüst und unordentlich aus. Zwei Koffer stehen auf Stühlen mitten im Zimmer, und daneben liegt ein Nacht=

sack. In den letzteren steckt der Doctor noch einige in Papier gewickelte Kleinigkeiten; dann verschließt er ihn, schnallt die Koffer zu und verschließt auch diese.

Zwei Kofferträger warten schon auf der Vordiele. Sie werden jetzt von dem Doctor gerufen, jeder von ihnen wirft mit einem kräftigen Ruck einen der Koffer auf den breiten Rücken, der eine nimmt den Reisesack, der andere eine Hutschachtel und einen Regenschirm; beide empfangen von dem Doctor noch eine kurze Weisung und verlassen das Zimmer.

Mittlerweile hat sich der obenerwähnte Mobilienhändler eingefunden. Er mustert die im Wohn- und Schlafzimmer befindlichen Meubeln, zahlt dem Doctor die Summe, über welche sie schon einig sind, und geht ebenfalls, nachdem er zu erkennen gegeben, daß er gegen Abend die Sachen abholen will, und der Doctor ihm bedeutet hat, sich von dem Wirth den Schlüssel geben zu lassen.

Der Doctor ist jetzt allein. Er öffnet den Schreibpult, nimmt daraus eine große Brieftasche, prüft deren Inhalt und steckt sie in die mit einer Klappe zum Zuknöpfen versehene Brusttasche. Dann zieht er aus einer anderen Schublade ein doppelläufiges Terzerol. Es ist geladen; denn der Doctor untersucht das Pulver in den Pistons und versieht diese mit frischen Zündhütchen, worauf er

die Waffe gleichfalls in die Tasche schiebt. Wir sehen, daß Martin nicht Unrecht gehabt hat, wenn er einen plötzlichen Aufbruch des Doctors als nahe bevorstehend argwöhnte; wir sehen auch, daß sich der Doctor auf alle Eventualitäten gefaßt gemacht hat.

Ein letzter Blick in alle Schubladen und Fächer des Schreibpults und der Commode überzeugt ihn, daß er nichts vergessen hat; er ergreift Hut und Stock, verläßt das Zimmer und verschließt es. Wir eilen ihm voraus, um uns ein wenig auf dem Schauplatze zu orientiren, auf welchem die folgenden Scenen spielen.

Ungefähr in der Mitte zwischen den oft erwähnten Ortschaften Eimsbüttel und Ottensen liegen zu beiden Seiten eines schmalen Feldweges einzelne, zerstreute Landhäuser. Die Bewohner derselben, stille friedliebende Leute, meist Wittwen und pensionirte Beamte, die sich von dem Getümmel der Welt zurückgezogen haben, können sich rühmen, ihr Leben in einer wahrhaft ländlichen Ruhe und Abgeschiedenheit zu verbringen; denn der Erdenwinkel, den sie sich auserkoren haben, wird nur selten von anderen menschlichen Wesen besucht. Nur Bauerweiber, die Eier und Gemüse zur Stadt tragen, oder einzelne der Gegend unkundige Spaziergänger, die sich hierher verirrt haben, wo die Natur wenig Ersprießliches bietet, sieht man hin und wieder des Weges kommen.

Wenn wir übrigens sagten, daß die Bewohner die-

ser Landhäuser stille, friedliebende Leute sind, so gilt doch auch hier der Ausspruch: keine Regel ohne Ausnahme; denn eines derselben, und zwar bei weitem das größte und schönste von allen, das um einige hundert Schritte abwärts vom Wege in Mitten eines weitläufigen, prächtigen Gartens liegt, wird von einer Frau bewohnt, die sich nur in der Absicht hierher zurückgezogen zu haben scheint, ihr sehr abenteuerliches und geräuschvolles Treiben den Blicken aller Neugierigen zu entziehen. Madame Dorville, so nennt sich die Wittwe — denn für eine solche giebt sie sich aus — täuscht sich indeß, wenn sie glaubt, diesen Zweck ganz erreicht zu haben. Ihre Nachbarn sind gerade so neugierig und geneigt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, wie alle anderen Menschenkinder, und die gute Frau ist der Gegenstand ihrer Besprechungen, Vermuthungen und Schmähreden, so oft sich unter ihnen die Gelegenheit zu einem kleinen „Tratsch" bietet.

Der Neid der guten Nachbarn spielt hierbei eine große Rolle; denn Madame Dorville entfaltet, wie diese betheuern, in ihrem Hause einen wahrhaft märchenhaften Luxus, und sie können sich nicht genug erzählen von den großen Trümeaux und prachtvollen Lüstres, den herrlichen Gemälden und kostbaren Uhren, den Brüsseler Teppichen und seidendamastnen Vorhängen, dem chinesischen und japanischen Porcellan, kurz all' den reichen Prunkgegen-

ständen, womit die Zimmer so verschwenderisch ausgestattet sind.

Besonders hat die nächste Nachbarin, die Mietherin eines dem erwähnten schräg gegenüber, jenseits des Weges gelegenen Häuschens, gar viel über das geheimnißvolle, nächtliche Treiben bei der Dorville zu erzählen; und in der That, wenn man nur die Hälfte von dem glauben darf, was Madame Jordan hierüber berichtet, so muß sich allerdings gar Sonderbares dort zutragen. Elegante Equipagen, so erzählt die mittheilsame Madame Jordan, sieht sie nicht selten Abends nach Dunkelwerden ankommen und vor dem Gartenthore halten. Herren und reich gekleidete Damen steigen aus und begeben sich in das Haus, während goldgalonirte Bedienten sich in den Gartenanlagen umhertreiben. Ein verworrenes Getöse von Musik, Gesang und Gelächter dringt, trotz des beträchtlichen Abstandes, durch die Stille der Nacht bis zu ihr hinüber. Halbe und ganze Nächte hindurch geht das so fort und stört den Schlaf der würdigen Madame Jordan. Gegen Morgen aber, manchmal auch erst am hellen Vormittag sieht sie einzelne der nächtlichen Schwärmer durch den Garten und das Hinterpförtchen schleichen und den Fußsteig einschlagen, der weiter unten auf die Straße führt.

Namentlich wenn Madame Pietschmann, die Freun-

din der Madame Jordan, was nicht selten geschieht, Nachmittags auf einen kleinen „Plausch" und eine Tasse Kaffee kommt, muß meistens Madame Dorville den Unterhaltungsstoff abgeben. Die beiden Frauen nehmen dann am Fenster Platz, von wo sie Alles, besonders das erwähnte Hinterpförtchen, beobachten können, und die französische Abenteurerin, wie die Dorville stets von ihnen genannt wird, würde keine Ursache haben, sich geschmeichelt zu fühlen, wenn sie die Orgien besprechen hörte, die, wie ihre Nachbarin behauptet, fast allnächtlich in ihrem Hause gefeiert werden.

Zu diesem übel berüchtigten Hause begab sich, wie der Leser gewiß schon errathen haben wird, der Doctor, nachdem er seiner eigenen Behausung auf immer Lebewohl gesagt hatte. Er hatte übrigens eine sehr weite Strecke zurückzulegen gehabt, und es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als er sein Ziel erreichte.

Er blieb nicht lange bei der Madame Dorville; schon nach wenigen Minuten entfernte er sich, wie er gekommen, durch das Hinterpförtchen des Gartens, bis wohin ihn die Wittwe begleitete. Sie war eine Frau in den dreißiger Jahren, von zarter, eleganter Figur, leicht und graziös in allen ihren Bewegungen. Sie hatte volles, schwarzes Haar, große, lebhafte Augen und regelmäßige, ja, schöne Züge. Ihr Anzug war reich,

doch ohne Ueberladung, zwar etwas auffallend, aber geschmackvoll; und ebenso verrieth ihr Benehmen zwar Eitelkeit und Gefallsucht, zugleich aber auch den feinen, sicheren Takt ihrer Landsmänninnen; mit einem Wort, Madame Dorville war der echte Typus einer einnehmenden coquetten Pariserin.

Behorchen wir das Gespräch dieses Paares, während es durch die dunklen Laubgänge des Gartens geht.

„Wir sind also vollkommen einig, Madame," sagte der Doctor in französischer Sprache und mit einem Anflug von bitterer Ironie, „Sie nehmen das junge Mädchen unter Ihre liebevolle Obhut, bis ich komme."

„Ich muß wohl, da Sie so hartnäckig darauf bestehen, Herr Doctor," erwiederte Madame Dorville achselzuckend und in einem halb unwilligen Tone; dann fuhr sie in einem mehr verbindlichen fort: „und weil ich wünsche, mich Ihnen für so viele gute Dienste erkenntlich zu zeigen."

„Und weil Sie auf fernere noch größere rechnen, hätten Sie hinzufügen können."

„Die Sie, Herr Doctor, mit Beiseitesetzung aller Galanterie von meiner Mitwirkung bei diesem Liebeshandel abhängig machen," sagte die Französin piquirt.

„O, was die Galanterie betrifft, Madame," ent-

gegnete spöttisch der Doctor, „die haben wir, wie mir scheint, schon längst aus dem Spiel gelassen."

„Das ist ja nun einmal die Art Ihrer Landsleute."

„Allerdings, wenn wir uns in gewissen Beziehungen getäuscht finden, Madame — —"

„Der alte Vorwurf."

„Aber trösten Sie sich, Madame Dorville, jetzt verbindet uns etwas Solideres und Dauerhafteres als die Galanterie, der gegenseitige Vortheil. Sie haben wahrlich nie Ursache gehabt, mit der späteren Gestaltung unseres Verhältnisses unzufrieden zu sein."

„Bis auf diesen Augenblick, wo ich gezwungen werde, mich einer Grille zu fügen, die mir bei einem Manne von Ihrer Klugheit — nehmen Sie es mir nicht übel — als eine unerklärliche Extravaganz erscheint. Doch streiten wir uns nicht; was ich versprochen, werde ich halten."

„Dafür bürgt mir Ihre Klugheit."

„Doch die unangenehmen Folgen, wenn solche etwa daraus entstehen sollten — — —"

„Nehme ich ganz auf mich, Sie wissen es."

„Ich wünsche in der That auch nicht, mit Ihrer brutalen Polizei in weitere Conflicte zu gerathen. Die

letzte Affaire hat einen zu großen Eclat gemacht und kann noch ernste Verwicklungen herbeiführen."

„Denen ich aber bei Zeiten aus dem Wege gehe," murmelte der Doctor halblaut in den Bart.

„Sie sagten?"

„Daß glücklicherweise allzu angesehene Personen an dieser Sache betheiligt sind, als daß man nicht jede Untersuchung niederschlagen sollte. Und nun Adieu, Madame Dorville, und befolgen Sie genau die Vorschriften, die ich Ihnen in Betreff der jungen Dame gegeben habe."

„Diesmal soll die stolze Spröde mir nicht entrinnen," sagte er frohlockend im Fortgehen bei sich. „Ich werde über ihren Widerstand den Sieg davontragen, und daß ich meinen Triumph in diesem Hause feiere, ist eine doppelte Rache!"

Madame Dorville sah dem Doctor nach, bis er hinter dem Gartenzaune verschwunden war. „Daß dieser Mensch es wagen darf, in einem so befehlshaberischen Tone mit mir zu sprechen," murmelte sie unwillig vor sich hin. „Ich will mich von seinem lästigen Einfluß befreien, koste es was es wolle!"

Ehe noch der Doctor Schönfeld mit der Wittwe Dorville in den Garten trat, trippelte eine dicke kleine Frau mit stark geröthetem Gesicht dem Hause der Ma-

dame Jordan zu. Sie stand öfters stille, um Athem zu schöpfen und sich mit ihrem Taschentuch Kühlung zuzufächeln; dann setzte sie mit großer Eile ihren Gang fort. Endlich erreichte sie den vor dem Häuschen gelegenen Garten, huschte behende zwischen den Blumenbeeten hindurch und sah nickend und grüßend durch das offene Fenster des Erdgeschosses, indem sie sich, wie gänzlich erschöpft, mit beiden Armen auf die Brüstung stützte.

„Sehen Sie, daß ich Wort gehalten habe, liebe Madame Jordan?“ rief sie. „Aber halb todt bin ich — puh! ist das 'ne Hitze.“

„So kommen Sie doch herein, Madame Pietschmann,“ erwiederte eine lachende Stimme aus dem Hause, und gleich darauf zeigte sich die Bewohnerin desselben, eine ältliche, aber noch sehr lebhafte Frau, am Fenster. „So kommen Sie doch herein, Närrin,“ wiederholte sie, „was wollen Sie sich noch draußen in der Sonne braten lassen!“

„Komme schon, komme schon,“ stöhnte die Collectrice, „lassen Sie mich nur erst ein wenig verschnaufen. Hier hab' ich auch etwas für Sie mitgebracht, Leckermäulchen.“ Sie legte bei diesen Worten ein kleines Paquet auf die Fensterbank.

„O ich errathe, eine Torte zum Kaffee! herrlich,

herrlich! Wie Sie doch immer voller Aufmerksamkeiten sind, Sie liebe, gute Madame Pietschmann!"

Madame Pietschmann hatte sich jetzt verschnauft. Sie hüpfte ins Haus, und wenige Minuten später saßen die beiden Frauen, eifrig plaudernd, bei dem dampfenden Kaffee am Fenster.

„Apropos, was macht Ihre Nachbarin, die französische Abenteurerin?" fragte neugierig die Collectrice, nachdem sie den ganzen Vorrath ihrer Stadtneuigkeiten ausgekramt hatte.

„O, von der ließe sich gewiß manches sagen," entgegnete Madame Jordan, indem sie sich ein mächtiges Stück von der Torte abschnitt, „wenn sie's nicht so meisterlich verstände, ihr Thun und Treiben in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen."

„Wo die nur ihren Reichthum her hat, das möcht' ich wahrhaftig wissen. Durch löbliche Mittel ist sie gewiß nicht dazu gekommen. Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken und wenig zehren."

„Es ist wohl überhaupt die Frage, ob sie wirklich so reich ist."

„Nun freilich, es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Aber sie soll ja doch so elegant eingerichtet sein."

„Ja, was das betrifft! ihre Gemächer sind mit fürstlicher Pracht hergerichtet. Und wie sie sich nun

gar selbst herausputzt! Gestern bin ich ihr doch endlich einmal begegnet. Ich war ihr so nahe, wie jetzt Ihnen. Und denken Sie sich nur: ein Kleid von ceriserothem Moirée antique, einen Shawl von weißem Crêpe de Chine, dazu einen weißen Crêpehut mit Federn und Rosenbouquets, goldene Kette, Braceletten, eine französisch aufgedonnerte Frisur — hei, hast du nich gesehen!"

„Na, das gestehe ich; das hohe Spiel, das da jeden Abend getrieben wird, muß doch was Erkleckliches abwerfen."

„Besonders, wenn es kein ehrliches Spiel ist."

„Sie denkt wohl: wer gewinnt, der spielt am besten."

„Ein steinreicher russischer Fürst soll da jeden Abend Bank auflegen."

„Ei potz Wetter und alle Hagel, ein Fürst?"

„Und die vornehmsten Herren und Damen nehmen daran Theil."

„Auch Damen?"

„Na, die am allereifrigsten; und wenn sie weiter nichts als das thäten."

„Nun, was denn sonst noch?"

„O, man munkelt gar manches von gewissen Rendezvous, die sich die vornehme Welt in ihrem Hause giebt."

„Na, immer besser.“

„Und stellen Sie sich nur vor — — —“ Madame Jordan sah sich nach allen Seiten um, als fürchte sie behorcht zu werden, beugte sich zu der Collectrice hinüber und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

„Ei du meine Güte!“ rief diese, indem sie mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens die Hände über dem Kopf zusammenschlug, „die Senatorin — —“

„Pst!“ sagte Madame Jordan und legte ihr die Hand auf den Mund.

„Man sollte die Polizei davon in Kenntniß setzen.“

„O, die weiß Alles, drückt aber ein Auge zu.“

„Ja, weil es die Vornehmen sind, die — — aber — wer kommt denn da aus ihrem Hause?“ unterbrach sich die Collectrice und sprang plötzlich von ihrem Stuhl in die Höhe, um sich zum Fenster hinauszulehnen. „Ei, potz Blitz — ist das nicht — o du Allerweltsspitzbube, du! — komm' ich dir endlich auf die Fährte, mein lieber Doctor!“

„Doctor? Welcher Doctor? fragte eifrig Madame Jordan, die ihren Kopf neben den der Collectrice durch das enge Fenster gezwängt hatte.

„Na, Sie sehen doch den Herrn, der dort drüben den Fußsteig hinabgeht.“

„Und das ist ein Doctor? Den seh' ich ja fast alle Tage hier."

„So? Nun, ich glaub's; gleich gesinnt macht gute Freunde."

Der Doctor verfolgte nur auf eine kurze Strecke den Fußsteig und bog dann seitwärts ab, um längs einer hohen, dichten Hecke einem kleinen, nicht fernen Walde zuzuschreiten. Dies war ein Umstand, der in dem ruhelosen Geiste der Collectrice ein maßloses Erstaunen hervorrief; denn was in aller Welt konnte der Doctor drüben im Walde zu suchen haben? Das mußte ausgekundschaftet werden! Im Nu hatte sie einen kleinen Operngucker ergriffen, der auf dem Nippestische der Madame Jordan stand, und sah ihm nach, wie er am Saume des Waldes hin und her ging, bald im Schatten desselben verschwand, bald wieder zum Vorschein kam, hin und wieder stillstand und dann seinen Gang von Neuem begann.

Während Madame Pietschmann in dieser Weise beschäftigt ist und ihrer Freundin wiederholt betheuert, daß sie nicht Susanne Pietschmann heißen wolle, wenn hier nicht etwas ganz Apartes und höchst Merkwürdiges vorgeht, und daß sie gern ihren kleinen Finger darum gebe, wenn sie herausbringen könnte, was der abscheuliche Doctor wohl eigentlich vorhabe — eine Schänd-

lichkeit sei es jedenfalls — während, sagen wir, die Collectrice sich in Muthmaßungen und Schmähreden gegen den Doctor ergeht und hundert Mal in jeder Minute durch den Operngucker sieht, wollen wir uns an einen andern Ort begeben, wo sich gerade jetzt etwas zuträgt, was die Neugierde der Pietschmann in noch weit höherem Grade erregt haben würde, wenn sie es hätte beobachten können.

Der Leser wird sich entsinnen, daß von der großen Fahrstraße, die von Hamburg nach Eimsbüttel führt, ein schmaler Feldweg nach dem Hause abbiegt, in welchem die Familie Lüders wohnt. Gerade an diesem Punkte hielt seit einer halben Stunde eine Droschke.

Der Kutscher auf dem Bock war, überwältigt von der Schwüle des Abends, fest eingeschlafen, und auch das Pferd ließ den Kopf tief herabhangen, als suche es für einen Moment im Schlafe Vergessenheit aller der Mühe und Drangsal, zu der ein Droschkenpferd verdammt ist. Neben dem Wagen aber ging ein Mann auf und ab, der mit großer Ungeduld Jemand zu erwarten schien; denn er hob alle Augenblicke, zum Schutz gegen die schrägfallenden Sonnenstrahlen, die Hand über die Augen und übersah in der Richtung nach Hamburg zu die breite, schnurgerade Chaussee.

Der gute Martin — denn Martin war es —

schien der Flasche etwas stark zugesprochen zu haben, das bezeugte sein stark geröthetes Gesicht und die grotesken Gesten, die sein halblautes Selbstgespräch begleiteten.

„Ich laure auf ein edles Wild," declamirte er aber verdammt lange läßt es auf sich warten, und ich kann nicht einmal mit Tell sagen:

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet;

denn es ist hier nichts als der flache Weg, mit seinem reichlichen Staub und Schmutz. — — Sollt' ich mich in den Wagen setzen? — Nein, ich könnte einschlafen, wie die beiden Thiere da, und dann — —" Martin schüttelte den Kopf und streckte mit einer abwehrenden Geberde die Hand gegen den Wagen aus, wie um eine Versuchung von sich fern zu halten.

„Eine erbärmliche Rolle ist's doch," fuhr er fort, „die ich hier übernommen habe.

Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu' ich
Den harten Schritt, den mein Bewußtsein tadelt,

und dabei muß ich noch befürchten, daß der contractbrüchige Director dieser Komödie durchbrennt und mich um Gage und Spielhonorar betrügt. Doch das soll dir nicht gelingen, schnöder Schotte! Weiß ich doch, daß du heute Nachmittag deinen Ranzen gepackt hast,

um mir, ehe der nächste Morgen graut, vom Ocean aus zuzurufen: Mylord, fahrt wohl! Auf Wiedersehen in einer anderen Welt! Aber zu kurz wär' der Abschied für die lange Freundschaft! vorerst ein Wort mit Euch, Graf Isolani! und wenn du mir dann nicht hübsch gefügig bist, wehe dir,

die Zeiten
Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe!
Doch halt! Seh ich sie da nicht kommen? Ja, ja, sie ist's!
Welch' edler Anstand, welch' ein holdes Wesen,
Wie einfach jeder Zug und doch wie auserlesen!
Unschuld und Grazie gehen ihr zur Seite,
Und keine Tugend fehlt in dem Geleite!

Und jetzt nimm dich zusammen, erprobter Mime; der Vorhang geht auf, das Stück beginnt."

Martin hatte sich nicht getäuscht; die Herankommende war in der That Louise. Er ging ihr schnell entgegen, grüßte sie ehrerbietig und fragte sie in einem von seinem gewöhnlichen völlig verschiedenen Tone, in dem er möglichst viel zartes Mitgefühl zu legen suchte, ob er nicht die Ehre habe, mit Fräulein Lüders zu sprechen. Louise schien nicht wenig betroffen über diese Anrede eines ihr fremden Mannes von so auffallendem Aeußern und Benehmen. Sie warf ihm einen ängstlichen Blick zu und wich ihm scheu aus, indem sie seine Frage mit einem kaum hörbaren Ja beantwortete.

„Es thut mir herzlich leid, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr Martin fort, „Ihnen eine betrübende Botschaft überbringen zu müssen. Ihr Herr Vater ....“ er hielt inne, als scheue er sich, das inhaltschwere Wort zu sprechen; Louise aber erblaßte. So viele harte Schicksalsschläge hatten sie in der letzten Zeit betroffen, daß sie, so oft sie eine neue Unglückskunde vernahm, von einer nervösen Schwäche befallen wurde, die sie kaum zu überwinden vermochte.

„Mein Vater?“ sagte sie, bebend vor Angst, „o reden Sie, mein Herr, was ist's mit meinem Vater?“

„Erschrecken Sie nur nicht, mein bestes Fräulein, die Gefahr wird wohl nicht so groß sein.“

„Welche Gefahr, mein Herr, was ist geschehen?“

„Nun, Ihr Herr Vater hat den Fuß verrenkt oder gebrochen, so genau weiß ich es selbst nicht — und läßt Sie bitten, sogleich zu ihm zu kommen.“

„O mein Gott!“ stammelte Louise und preßte die Hand gegen das Herz. Einen Augenblick wankte sie und schien eine Stütze zu suchen, sich daran zu lehnen; aber sie sammelte sich schnell, als sie sah, daß der Fremde ihr zu Hülfe kommen wollte, und mit den Worten: „Ich danke Ihnen, mein Herr,“ wollte sie an ihm vorübereilen. Er aber vertrat ihr den Weg.

„Ihr Herr Vater ist nicht zu Hause, Fräulein,“

sagte er, „das Unglück ist ihm auf einem Spaziergange zugestoßen — nicht weit von hier — —“

„Wo, wo? Ich will augenblicklich zu ihm!“

„Wenn Sie sich des Wagens bedienen wollen, mein Fräulein, den Ihr Vater Ihnen schickt, so können Sie in weniger als zehn Minuten in dem Hause sein, in welchem er vorläufig untergebracht ist. Auch Ihre Frau Mutter erwartet Sie dort. Ich werde Sie, wenn Sie's erlauben, dorthin begleiten.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr; nur schnell, ich bitte Sie.“

Sie eilte auf den Wagen zu. Martin hob sie hinein und setzte sich selbst auf den Bock neben den Kutscher.

„Ist denn schon für ärztliche Hülfe gesorgt?“ fragte Louise, als der aus dem Schlaf gerüttelte Kutscher sich anschickte, das Pferd anzutreiben.

„Ein Arzt wurde gleich geholt,“ war die Antwort.

„Dann nur schnell, mein Herr,“ bat Louise, und der Wagen rollte so hurtig, wie das Pferd laufen konnte, dem Hause der Wittwe Dorville zu.

Unterdeß hatte Madame Pietschmann nicht aufgehört, mit dem Opernglase den Doctor Schönfeld zu beobachten, der noch immer in kurzen Zwischenräumen am Saume des Waldes sichtbar war; und die

gute Frau war in ihren Muthmaßungen über dieses erstaunliche Phänomen so weit gegangen, wie ihre lebhafte Phantasie reichte, das heißt, bis weit über die Grenzen jeder Möglichkeit hinaus, als ein Ausruf der Madame Jordan ihren Gedanken plötzlich eine andere Richtung gab.

„Da höre ich eine Droschke kommen," rief nämlich diese, „die wird wohl des Doctors erwartete Schöne bringen."

Schnell war das Opernglas auf die heranrollende Droschke gerichtet. Diese hielt vor dem Gartenthore der Madame Dorville. Ein Mann sprang vom Bock, öffnete die Wagenthür und half einer jungen Dame beim Aussteigen. Er sprach ein Paar Worte mit ihr und zeigte auf das Haus. Dann eilte er den Weg hinab, während die Dame durch den Garten dem Hause zuschritt.

„Ei du allgütiger Himmel!" rief Madame Pietschmann, „das ist ja — — o du gottloser Schurke, die also willst du in deine schändlichen Netze locken? — Na, warte, Bösewicht!" Und die Collectrice sprang so schnell in die Höhe, daß der kleine Tisch umfiel, und Tassen, Kaffeekanne und Rahmguß in dem Schooße der Madame Jordan verschwanden.

„Aber, mein Gott, was thun Sie doch, Madame

Pietschmann!“ rief diese erschrocken und halb erzürnt, „Sie überschütten mich ja mit — —“

„Verzeihen Sie, Madame Jordan,“ fiel ihr die Collectrice ins Wort, „ist etwas zerbrochen oder verdorben, so bezahle ich's; aber fort muß ich — gleich — wo hab' ich nur meinen Hut? — O du herzliebes, blitzblaues Herrgöttchen von Biberach! — der Schändliche! — Und meine Mantille — o das arme Mädchen — der niederträchtige Verführer — der Skandal — die unglücklichen Eltern!“

„Aber was ist Ihnen denn, Madame Pietschmann?“

„Ich kann es Ihnen jetzt nicht sagen — ein ander Mal — morgen — — mein Sonnenschirm — — wo ist doch nur mein Sonnenschirm — na, ich nehme den Ihrigen — so — Adieu!“

Mit diesen Worten stürzte Madame Pietschmann aus dem Zimmer und lief, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, der Droschke nach, die sich langsam wieder nach Hamburg zu in Bewegung gesetzt hatte. Bald hatte sie dieselbe eingeholt; der noch halb schlaftrunkne Kutscher hielt auf ihre Bitte und ließ sie einsteigen. Sie bezeichnete ihm das Haus des Herrn Lüders und versprach ihm ein reichliches Trinkgeld, wenn er sie in möglichster Eile dorthin bringen wolle. Dieses Versprechen

bewirkte, daß der Kutscher seinerseits einige nicht weniger kräftige Ueberredungsmittel anwandte, um sein Pferd zu einer Art von Galopp zu vermögen, der das billige Erstaunen eines jeden Hippologen erregt haben würde; und dahin rollte die im tiefsten Innern empörte und Rache dürstende Collectrice.

VIII.

Martin hatte, als er sich von Louise trennte, ohne die Collectrice gewahr zu werden, oder wenigstens, ohne ihr Thun zu beachten, die nämliche Richtung eingeschlagen, in welcher vorhin der Doctor dem Walde zuschritt. Er wußte wahrscheinlich, wo er diesen treffen würde, auch dauerte es nicht lange, ehe die beiden Brüder einander sahen und erkannten. Der Doctor ging Martin rasch entgegen.

„Welche Nachrichten bringst Du mir, Martin," fragte er eifrig, „ist sie in die Falle gegangen?"

„Ja, Brüderlein," erwiederte dieser, indem er die Hand gegen das Haus der Madame Dorville ausstreckte,

„Dein Liebchen sitzt dadrinne,
Und Alles wird ihr eng und trüb,

ich wage nicht hinzuzufügen:

Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat Dich übermächtig lieb;

doch das hast Du selbst mit Deinem Gretchen auszumachen, guter Doctor Faust; meine Rolle als Mephistopheles und Gelegenheitsmacher ist, dem Himmel sei Dank, ausgespielt."

Er näherte sich dem Doctor, erfaßte seinen Arm und schob ihn, wie unlieb jenem auch offenbar eine solche Kundgebung brüderlicher Zärtlichkeit war, unter den seinigen.

„Was hast? Was kneipt Dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah ich in meinem Leben,"

fuhr er höhnisch neckend fort, indem er den widerstrebenden Doctor mit sich tiefer in den Wald hineinzog. „Komm, schneide nicht so närrische Grimassen und laß uns ein Wörtchen in Vertraulichkeit mit einander plaudern. So gewaltig wird's Dich doch wohl nicht drängen, Deiner Schönen zu Füßen zu sinken, daß Du mir nicht erst einen Augenblick widmen könntest. Bedenke, Du bist ja auch an mich

Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Fessel der Natur,
Die Menschen an einander knüpfen kann."

„Martin," sagte der Doctor, in dessen Zügen sich deutlich ausdrückte, wie der Unmuth sich in ihm zu regen begann, „laß jetzt Deine Späße; ich bin wahrlich nicht in der Laune, sie anzuhören."

„In der Laune bist Du nie, Augustus," fuhr Martin fort, „ich hab' es oft genug schmerzlich empfunden, wie Dir leider das rechte, klare Verständniß für meinen Humor fehlt. Aber, das bei Seite, Brüderchen, es ist eigentlich doch eine recht tolle Geschichte, auf die wir uns da eingelassen haben,

Wär's nur vorüber, Macdonald — mir ist
Seltsam dabei zu Muthe, weiß der Teufel."

„Noch einmal, Martin, nur jetzt laß mich in Ruhe," sagte der Doctor mit verhaltenem Ingrimm. „Hab' ich jetzt Zeit zu solchen Albernheiten?"

„Nein, gewiß nicht; denn Dir winkt ein schöner, süßer Zeitvertreib. Auch will ich Dich um keine Minute länger aufhalten, als Du selbst mich dazu zwingen wirst. Zur Sache also, da die Zeit Dir so kostbar ist. Siehe, Freundchen, ich habe nun gethan, wozu ich mich verpflichtet habe, und wofür ich dereinst an einem Orte, den ich nicht nennen will — falls die Pfaffen nämlich nicht lügen — weidlich werde gebraten werden. Jetzt fordre ich aber auch meinen Lohn. Gieb mir die 5000 Mark — auf alles Weitere, um was wir noch auseinander sind, will ich großmüthig verzichten — gieb mir die 5000 Mark, sag' ich, und dann magst Du auf den Flügeln heißer Sehnsucht in die Arme Deiner Phyllis flattern. Aber, merke Dir's, wenn ich Dich

vom Fleck lasse, ehe Du das gethan hast, so sollst Du mich, um mit Falstaff zu reden, bei den Beinen aufhängen wie ein Kaninchen oder einen Hasen beim Wildhändler."

„Komm heute Abend um zehn Uhr in meine Wohnung, Martin, da werde ich Dir die Summe auszahlen."

„Nein, mein allerliebster Prinz, das möchte zu spät sein."

„Zu spät?"

„Ja, denn ich weiß, Herzbrüderchen, daß Du heute Nachmittag Deine Koffer gepackt und auf's Dampfschiff hast bringen lassen. Sieh, da sagt mir denn mein Bischen Menschenwitz klar und deutlich: wenn ich heute Abend um 10 Uhr in Deine Wohnung ginge,

Da würd' ich nichts finden,
Thät ich auch hundert Laternen anzünden.

Darum mache keine Umstände, zieh' aus Deiner Rocktasche Dein wohlgespicktes Portefeuille, das, wie Du gewiß nicht läugnen wirst, Deinen Paß und andere wichtige Papiere nebst Deiner ganzen Baarschaft in Banknoten enthält, und zahle mir den sauer verdienten Sündenlohn."

Des Doctors Züge überzog eine fahle Blässe, als er aus des Bruders Worten entnehmen mußte, daß dieser seine schlauen und, wie er glaubte, so wohl ver-

heimlichten Pläne durchschaut hatte, und ein eigenthümliches Leuchten seiner stechenden Augen verrieth, daß ein unheilvoller Gedanke in ihm aufstieg.

„Martin," sagte er mit so großer Ruhe, als er erheucheln konnte, und offenbar nur in der Absicht, Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, „Martin, Du irrst Dich, ich habe das Geld nicht bei mir."

„Nein, Brüderchen," entgegnete Martin spöttisch, „Du irrst Dich; aber es ist Dir zu verzeihen. Die Liebe hat Dich bethört und Deine sonst so klaren Gedanken gänzlich verwirrt. O die Liebe ist eine große Zauberin:

In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein solcher Traum hat Dich, so zu sagen, der Erde und ihrem kleinlichen Thun und Treiben entrückt, Dein Geist schwebt, geblendet von der Himmelsseligkeit, die Deiner wartet, in paradiesischen Sphären, hoch über alles Gemeine und Traurigwahre, so daß Du Dich selbst nicht mehr kennst, ja, gar nicht mehr weißt, was Du in den letzten Stunden beschlossen und gethan hast. Aber ich muß Dich schon bitten, auf einen Augenblick zu den irdischen Angelegenheiten zurückzukehren, will auch gern Deinem treulosen Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Glaube mir, Brüderchen, mir, der ich ganz

nüchtern und von Liebesträumen nicht umgaukelt bin, Du hast wirklich und wahrhaftig Deine Koffer gepackt und auf's Dampfschiff bringen lassen. Das Dampfschiff verläßt aber heute Abend Punkt 9 Uhr den Hafen, und da wär' es doch in der That ein eitles und vergebliches Bemühen, wollt' ich um 10 Uhr in Deine Wohnung gehen, das Geld abzuholen. Und nun, kleiner August, keine Winkelzüge mehr, wenn ich bitten darf; der Scherz hört auf, und der bittere Ernst beginnt; darum erwecke Furcht und Zittern in Dir und huldige meiner Gnade!"

Martin hatte, während er sprach, zu verschiedenen Malen versucht, seine rechte Hand in die Brusttasche des Doctors zu bringen, jedoch vergeblich; denn dieser wehrte sich hiegegen mit aller Kraft und Behendigkeit und suchte sich von dem Arme des Bruders loszumachen, was ihm indeß seinerseits bei der größeren Stärke desselben eben so wenig gelang.

„Laß mich, Martin," murmelte er zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor, „laß mich, oder es geschieht ein Unglück!"

„Das schlimmste Unglück," lachte Martin höhnisch, „das mir geschehen kann, ist, daß ich Dich entwischen lasse, denn, offen gesprochen, mein Lieber, Du hast nicht mehr Treue, als gekochte Pflaumen, nicht mehr

Redlichkeit, als ein gehetzter Fuchs, mit dem Du Dich überhaupt in diesem Augenblick ohne Eitelkeit vergleichen kannst; und das größte Unglück, was Dir widerfahren kann, ist, daß ich Dir mit Gewalt nehme, was Du mir nicht gutwillig geben willst. Sei also klug und füge Dich."

„Nun gut, das will ich," sagte der Doctor mit scheinbarer Nachgiebigkeit, „ich gestehe, daß ich das Geld bei mir habe; Du sollst die 5000 Mark haben, nur laß mich los."

Martin schien hierzu durchaus nicht Willens zu sein; aber mit einem plötzlichen Ruck befreite der Doctor seinen Arm aus dem des Bruders, und mit einem Satze hatte er sich um mehrere Schritte von diesem entfernt.

„Komm mir nicht wieder nahe," setzte er drohend hinzu; dann fuhr er in einem ruhigen, beschwichtigenden Tone fort: „Unter dieser einen Bedingung will ich Dir geben, was Dir zukommt."

Martin's Augen folgten jeder seiner Bewegungen; der lauernde, argwöhnische Zug in seinem hämischen Gesichte sagte deutlich, daß er bereit sei, bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen auf ihn einzuspringen. Der Doctor steckte die Hand in die Brusttasche, und fast in dem nämlichen Augenblick vernahm Martin's

scharfes Ohr einen Laut, wie das Schnappen des Hahns eines Terzerols. Ein Sprung, ein Faustschlag, mit aller Kraft gegen des Doctors Kopf geführt, folgten mit Blitzesschnelle. Dieser zog das Terzerol; aber sein Gegner schlug es ihm aus der Hand. Betäubt von dem furchtbaren Schlage wankte er und fiel. Martin stürzte über ihn her, und es entstand ein heftiges, wüthendes Ringen.

„Das also war des Pudels Kern, verruchter Bösewicht!" raunte Martin dem mit der Energie der Verzweiflung sich wehrenden Bruder zu, indem er mit der rechten Hand dessen Halstuch erfaßte und es so fest zusammenschnürte, daß jenem fast der Athem verging. Sein Gesicht färbte sich dunkelroth, seine Augen traten fast aus ihren Höhlen, Schaum bedeckte seine Lippen. Eine convulsivische Anstrengung befreite ihn für einen Moment von dem tödtlichen Griffe, und ein schriller Hülferuf rang sich aus seiner Kehle. Doch ein zweites, noch stärkeres Zusammenschnüren des Halstuchs raubte ihm das Bewußtsein, seine Hände, die sich krampfhaft in des Bruders Hals eingekrallt hatten, öffneten sich und fielen kraftlos nieder. Martin zog das Portefeuille aus der Tasche des jetzt völlig Wehrlosen.

„Du hast nicht mit mir theilen wollen," murmelte er halblaut, „Du hast mich niederschießen wollen, wie

einen Hund; darum nehme ich Dir jetzt Alles. Ich könnte Dir auch noch vollends das Lebenslicht ausblasen, doch ich will dem Henker nicht in's Handwerk pfuschen. Dein Paß kann wohl auch mir dienen; damit gehe ich jetzt nach England oder wieder nach Amerika. Du aber wirst wohl für eine halbe Stunde wenigstens ruhig hier liegen bleiben. Und somit sage ich denn nun:

Mylord, fahrt wohl!
Auf Wiedersehn in einer andern Welt!"

Martin täuschte sich indeß, wenn er glaubte, daß seines Bruders Betäubung von längerer Dauer sein werde, ja, vielleicht täuschte er sich sogar, wenn er sie für eine wirkliche und nicht vielmehr für eine theilweise verstellte hielt; denn kaum hatte er sich einige Schritte von dem Kampfplatze entfernt, als der Doctor die Augen aufschlug und mit wilden, verstörten Blicken um sich sah. Er holte tief Athem und griff mit der Hand an die Stirn, wie um seine Gedanken zu sammeln. Als sich aber seine Augen auf den davoneilenden Todfeind richteten, zuckte es plötzlich in seinen Zügen wie ein helles Aufflackern des zurückkehrenden Bewußtseins. Er tastete mit den Händen umher, als suche er etwas, und als er das Terzerol entdeckte, das in einer geringen Entfernung unter Moos und Laub halb verborgen

lag, erhob er sich etwas aus seiner liegenden Stellung, wälzte sich mit einer schnellen Bewegung der Stelle zu und ergriff es.

Das dadurch hervorgebrachte Rascheln des dürren Laubes konnte der Aufmerksamkeit Martin's nicht entgehen. Erstaunt und erschrocken wandte er sich nach dem Bruder um, und alles Blut wich aus seinem Gesichte, als er diesen sah, wie er, noch halb liegend und auf den linken Arm gestützt, den rechten mit der tödtlichen Waffe gegen ihn ausstreckte. Der Schrecken lähmte für einen kurzen Moment seine Glieder, und wie versteinert bei dem Anblick eines Gorgonenhauptes stand er an den Fleck gebannt; doch rasch gewann er seine Fassung wieder und suchte durch einen schnellen Sprung den nächsten Baum zu gewinnen, um diesen zwischen sich und die Mündung des Terzerols zu bringen. Doch der Schuß fiel, noch ehe er die schützende Wehr erreichte, und ein lauter Schmerzensschrei entfuhr ihm. Er entfloh so schnell er vermochte, aber die Kugel hatte ihn an der Brust getroffen und verursachte ihm einen stechenden Schmerz, der ihn sehr im Laufen hinderte. Vielleicht mochte er hoffen, daß der Bruder außer Stande sei, ihn zu verfolgen; indeß auch hierin täuschte er sich. Der Haß und die Rachgier waren mächtige Triebfedern in dem Herzen dieses

Mannes und verliehen ihm jetzt eine Energie, die jeder Schwäche spottete. Er raffte sich vollends empor und eilte dem Bruder nach.

Martin hatte, verleitet von dem Glauben, daß der Doctor eines weiteren Kraftaufwandes nicht fähig sei, die Richtung nach der oft erwähnten Fahrstraße eingeschlagen und lief längs des mit dichtem Buschwerk bewachsenen Erdwalles, der sich von dem Gehölze aus bis dahin erstreckte. Als er aber zu seinem Entsetzen gewahrte, daß er scharf verfolgt werde, und seine eigenen Kräfte mit jeder Secunde mehr und mehr schwinden fühlte, benutzte er mit großer Umsicht eine Krümmung der Hecke, die ihn für einen Moment den Blicken seines Feindes entzog, um diesem wo möglich durch eine List zu entkommen. Er arbeitete sich durch das dichte Gestrüpp und erklomm den Wall. Hier blieb er einen Augenblick stehen, um nach der Anstrengung wieder zu Athem zu kommen und schnell einen Blick hinter sich zu werfen, dann sprang er auf der entgegengesetzten Seite von dem hohen Wall hinunter und eilte, wahrscheinlich hoffend, seinen Verfolger dadurch irre zu leiten, wieder dem Gehölze zu. Da traf ihn plötzlich ein so kräftiger Schlag an der Schulter, daß er stolperte und, indem er einen lauten Schrei ausstieß, zu Boden stürzte. Behende wie eine Schlange drehte er sich, fast

noch im Fallen, gegen seinen neuen Angreifer, um sich gegen diesen zur Wehr zu setzen; doch kaum hatte er ihm sein schreckenbleiches Gesicht zugewandt, als er sofort jeden Widerstand aufgab und sich in feiger Todesangst zu den Füßen seines Gegners krümmte.

„Erbarmen!“ rief er, flehend die Hände emporhebend, „Sie haben meines Lebens einmal geschont — vor Jahren — in Amerika — als ich nach dem Ihrigen trachtete — seien Sie heute nicht weniger großmüthig, schützen Sie mich gegen ihn — ihn, der kein Mitleid kennt!“

Martin hatte sich nicht getäuscht. Es war in der That Hugo! Etwas weiter zurück standen Werner, Jacob und Madame Pietschmann. Diese hatte, wie der Leser leicht ahnen wird, noch ehe sie zu der Wohnung der Familie Lüders gelangt war, die drei Männer durch einen glücklichen Zufall auf dem Wege getroffen und mit dem ersten Blick Hugo erkannt, der ihr nun auf die Nachricht, daß Louisen eine große Gefahr drohe, unverzüglich mit seinen Freunden gefolgt war.

„Du kennst mich also, Schurke?“ fragte Hugo, indem er sich zu Martin niederbeugte und ihn am Kragen packte.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich los,“ bat Jener händeringend und mit wilden,

unstäten Blicken umherspähend, „er wird mich einholen und ermorden!" Er riß dabei seine Weste und sein Hemd auf und zeigte auf seine entblößte Brust, die wie die Kleidungsstücke mit Blut bedeckt war. „Er hat nach mir geschossen," fügte er schaudernd hinzu.

„Wer hat nach Dir geschossen, Elender?" fragte Hugo. „Wer will Dich ermorden?"

„Er, der mich verfolgt — mein Bruder — der Doctor," stöhnte Martin und umschlang Hugo's Kniee. Aber Hugo wandte sich von ihm ab und lauschte, denn er sowohl wie die übrigen an diesem seltsamen Auftritte Betheiligten, die jetzt ihn und Martin dicht umstanden, hörten jenseit des Walles das schnelle Herannahen des von diesem so sehr gefürchteten Verfolgers, und Aller Augen richteten sich nach der Stelle, wo Martin über den Wall geklettert war. Ein abermaliges Rascheln des Laubes, ein Brechen und Knittern der Zweige — und ein todtenbleiches, an der Stirn von Blut gerö- thetes Gesicht zeigte sich über dem niedrigen Gestrüpp.

„Herr des Himmels, der Doctor!" schrie Madame Pietschmann. Er war es wirklich; sie erkannten ihn augenblicklich, und Martin wand sich wie ein Wurm unter Hugo's starker Faust, um sich hinter diesem den Blicken seines Bruders zu entziehen. Aber auch der Doctor erkannte jede einzelne der vier Personen, die so

plötzlich und unerwartet vor ihm standen; man sah es an dem starren Entsetzen, das sich in seinen Zügen malte.

„Halte Du diesen hier, Jacob," sagte Hugo, indem er Martin, den er noch immer am Kragen gepackt hielt, mit einem gewaltigen Ruck vom Boden hob und dem Bootsmann in die Arme warf. „Helfen Sie mir, Werner, des anderen habhaft zu werden," fuhr er fort und lief der Stelle zu, wo der Doctor, wie von Schrecken gelähmt, regungslos stand.

„Zurück!" rief aber dieser und streckte ihm das Terzerol entgegen, „zurück, oder Sie sind des Todes!"

Doch weder Hugo noch der ihm auf dem Fuße folgende Werner achtete der Drohung, sie setzten ihren schnellen Lauf fort. Der Doctor feuerte, aber fehlte. Darauf schleuderte er mit aller Macht das Terzerol seinen Angreifern entgegen und war jenseit der Hecke verschwunden.

Die mit Kraft und Geschicklichkeit geschleuderte Waffe traf Hugo hart an der Schulter, ohne jedoch seinen Lauf zu hemmen. Im Nu hatten er und Werner den Wall erklommen und sahen von hier aus den Doctor mit wilden Sätzen dem nahen Gehölze zufliehen. Sie folgten ihm so schnell sie vermochten; schon kamen sie ihm näher und immer näher; schon hofften sie, ihn einzu-

holen, ehe er das dichte Unterholz am Saume des Waldes erreichen würde. Aber die Angst beflügelte die Schritte des Verfolgten, er gewann zusehends wieder, was er an Distanz verloren hatte. Eine kleine Vertiefung des Erdreichs entzog ihn abermals ihren Blicken, und als sie diese erreichten, sahen sie nur etwas wie einen dunkeln Schatten in das nächste Gebüsch huschen.

Sie gaben indeß die Verfolgung nicht auf, sondern stürzten sich unbedenklich in das dichte Gestrüpp von Haselstauden, Schlehdorn und Brombeersträuchern, jeder nach einer anderen Seite spähend und horchend, ob sie des Flüchtlings nicht wieder ansichtig würden oder seinen eiligen Lauf durch das Dickicht hören könnten. Ein Paar Mal war es ihnen auch wirklich, als ob das Geräusch eines durch die Büsche Brechenden an ihr Ohr schlage, und sie drangen dann mit erneuertem Eifer vorwärts. Aber die Hindernisse, die sich ihrem Nachsetzen entgegenstellten, und wozu sich jetzt auch die mit jeder Minute zunehmende Dunkelheit gesellte, waren zu groß, und nach einem vergeblichen Hin- und Herirren in dem wildverwachsenen, fast undurchdringlichen Gestrüpp trafen sie auf einer kleinen Lichtung wieder zusammen.

„Es ist umsonst, Falkner,“ sagte der von der hitzigen Verfolgung fast erschöpfte Werner, indem er

den Schweiß von der Stirn wischte, „in dieser Wildniß fangen wir ihn nicht."

„Er würde uns nicht entronnen sein," entgegnete Hugo, „wenn ihm die einbrechende Dunkelheit nicht so sehr zu Statten gekommen wäre. Nun, möge er denn laufen, wohin er will, er ist uns auch so sicher genug."

„Wir wollen es hoffen."

„Dank Ihrer Vorsicht muß die Polizei ihm schon jetzt auf der Spur sein. Ein weiterer Wink von unserer Seite, und sie wird ihm auf der Ferse nachfolgen und ihn hetzen, wie die Meute einen angeschossenen Fuchs; und, glauben Sie mir, morgen schon wird er in sicherem Verwahrsam sein."

„So lassen Sie uns zu dem anderen Schurken zurückkehren."

„Und nach der armen Louise sehen."

Jedes ihrer Worte drang an das Ohr des Doctors. Dicht an die Erde geschmiegt, mit zurückgehaltenem Athem, nicht wagend, ein Glied zu rühren, mit vor Todesangst starren Zügen, nur Leben und Bewegung in den funkelnden Augen, die mit dem Ausdruck des bittersten Hasses bald auf den einen der Sprecher, bald auf den anderen gerichtet waren, lag er, nicht fünf Schritte von dem Platze, auf welchem sie standen, unter einem dichtbelaubten Busche zusammengekauert;

und erst, nachdem sich jene eine beträchtliche Strecke weit entfernt hatten, kroch er behutsam aus seinem Versteck, indem er zähneknirschend vor sich hin murmelte:

„Die Thoren! sie triumphiren zu früh; sie sollen sehen, daß der Fuchs schlauer ist, als ihre ganze Meute!"

Hugo und Werner hatten, als der Doctor das Terzerol auf sie abschoß, in ihrem Eifer, sich seiner Person zu versichern, nicht beachtet, daß die Collectrice laut aufschrie und mit der Betheuerung, daß sie tödtlich getroffen sei, auf den Bootsmann Jacob zurücksank, der gerade in diesem Augenblick mit Martin allein genug zu schaffen hatte; denn dieser bot alle seine Kraft auf, sich von seinem neuen Hüter loszureißen.

„Heda, meine gute Madame," brummte Jacob verdrießlich, „zum Teufel, sehen Sie sich doch gefälligst vor, wo Sie hinfallen. — Hm, es ist mir zwar sehr angenehm," fuhr er fort, als Madame Pietschmann beide Arme um seinen Hals schlang, „aber — Gott verdamm' Deine Augen, Du Höllenbrand! willst Du ruhig sein, Kröte!" Und er rüttelte so derb den unglücklichen Martin, daß er unfehlbar die Collectrice von

sich abgeschüttelt haben würde, wenn sie sich nicht in ihrer Herzensangst so fest an ihn angeklammert hätte.

„Ach, lieber, guter Herr Seemann," jammerte sie, „stehen Sie mir bei — ich bin schrecklich verwundet — o, ich fühl's, mit mir ist's aus — — ich — ich sterbe!"

„Fallen Sie nur ja nicht in Ohnmacht, Madame," bat Jacob, verzweiflungsvoll die Augen gen Himmel erhebend.

„O, ich bin schon ohnmächtig!" stöhnte die Collectrice.

„Da haben wir's!" klagte Jacob.

„Ich bin todt — der gottlose Mensch hat mich ermordet — o, der Bösewicht, gerade auf mich zu zielen!"

„Nu, wo sind Sie denn eigentlich getroffen, Madame?" fragte Jacob halb theilnehmend, halb ungläubig, „ich sehe doch nirgends Blut."

„O — ah — ich verblute mich inwendig! — helfen Sie mir doch — retten Sie mich!"

„Ja, wenn ich nur wüßte — Bomben und Granaten! — Sie müssen ja doch zum Henker auch äußerlich 'ne Wunde haben — ruhig, verdammter Haifisch, oder ich schlage Dir den Hirnkasten ein! — Wo haben Sie denn die Wunde, Madame?"

„Ach, ich weiß es nicht.“

„Hm — merkwürdig — wenn Sie's doch gefälligst untersuchen möchten — —“

„O Gott! — hier — vor Ihnen?“

„Na, Madamchen, geniren Sie sich nicht — zum Kuckuck, wenn Sie 'nen Leck haben, muß er ja doch gestopft werden. Ich will mich abwenden, und diesem Hundesohn hier halt' ich die Augen zu.“

Jacob befreite sich — zwar nicht ohne große Mühe — von der Umhalsung der Collectrice und ließ sie so sanft wie möglich auf das Gras niedergleiten. „So, Madame,“ fügte er hinzu, „nun untersuchen Sie nur den Schaden — ganz incognito, wie man zu sagen pflegt.“

Madame Pietschmann that es, so weit es unter den obwaltenden Umständen nur immer thunlich war, indem sie alle Augenblicke verschämt zurücksah, ob der Seemann auch in der That so discret sein würde, als er versichert hatte — und wir müssen leider bekennen, daß seine Augen, obgleich er die seines Gefangenen versprochenermaßen mit der Hand bedeckte, auch wirklich einmal die der Collectrice trafen — — — — —

Da sie nun bei der sorgfältigsten Betastung nirgends die Wunde entdeckte, von welcher die innere Verblutung herrühren konnte, auch trotz öfterem Ausspucken

durchaus kein Blut wahrnahm, so begann sie allmählig, sich über ihren Zustand zu beruhigen, obgleich sie Jacob gegenüber noch immer steif und fest darauf beharrte, daß der schändliche, rachgierige Doctor ihr einen Denkzettel gegeben habe, und sie nun für die Dauer ihres Lebens ein Krüppel sein würde.

Sie wiederholte diese Behauptung auch gegen Hugo und Werner, als diese zurückkehrten, war aber doch bereits so gefaßt, daß sie an der jetzt erfolgenden kurzen Berathung mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit Theil nehmen konnte; und so wurde denn auf ihren Vorschlag hin beschlossen, Martin in dem Hause der Madame Jordan in Verwahrsam zu bringen, bis man einen Polizeiofficianten herbeigeholt hätte, welchem man ihn übergeben könnte. Das Haus der Madame Jordan war aber so nahe, daß die Collectrice es dem Bootsmann mit der Hand bezeichnen konnte, und dieser nahm denn auch — um uns seines Ausdrucks zu bedienen — den Gekaperten in's Schlepptau und segelte mit ihm ab. Martin folgte ihm ohne Widerstreben. Er dachte an keine Entweichung mehr; denn er war von dem Blutverlust schon völlig entkräftet. Nur hin und wieder bat er, einen Augenblick stillstehen zu dürfen, weil der stechende Schmerz in der Brust immer heftiger werde und ihm das Gehen zu einer unleidlichen Qual mache.

Hugo, Werner und die Collectrice dagegen bogen auf den Fußsteig ein, der nach dem Garten der Madame Dorville führte, in deren Haus nach der Aussage der Madame Pietschmann Louise durch eine List des Doctors gelockt worden war, und wo sie gegen ihren Willen wahrscheinlich noch immer zurückgehalten würde.

Es war jetzt schon ziemlich dunkel, die Baumgruppen längs der Umzäunung des Gartens bildeten große, schwarze Massen, in deren Schatten das Auge die Gegenstände nicht mehr wahrnahm; und unsere Freunde waren dem kleinen Pförtchen schon ziemlich nahe, als dieses hastig aufgerissen wurde und zwei weibliche Gestalten, obgleich nur in schwachen, verschwimmenden Umrissen, ihnen sichtbar wurden, von denen sich die eine, wie es ihnen vorkam, von der anderen, die sie zurückzuhalten bemüht war, gewaltsam losriß und nach der Straße zueilte. Sie stutzte plötzlich, als sie auf dem freien Felde, wo noch eine verhältnißmäßige Helle herrschte, zwei Männer vor sich sah.

Louise — denn sie war es — mochte vielleicht vermuthen, daß sie den Doctor und seinen Helfershelfer vor sich habe; denn schon wollte sie in aller Eile seitwärts ausweichen; jedoch sie besann sich und blieb unschlüssig, halb vorübergebeugt stehen, als strenge sie ihre Augen auf's Aeußerste an, die Nahenden zu erkennen.

„Hugo!“ rief sie freudig überrascht und that einige Schritte auf ihn zu, „rette mich, Hugo! — o — mein Gott!“ Und sie sank besinnungslos nieder, noch ehe er sie in seinen Armen auffangen konnte.

IX.

Einige Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten, und zwar gegen Abend, als es schon zu dämmern begann, finden wir in dem uns wohlbekannten Wohnstübchen im Lüders'schen Hause alle Mitglieder der Familie beisammen, und — kaum brauchen wir es zu sagen — Frohsinn und Heiterkeit herrschen in dem kleinen Raume, der so lange Zeit nur Sorge und Angst und tiefes Herzeleid umschlossen hat.

Mit jener Miene des innigsten Wohlbehagens, die ihm früher in so hohem Grade eigen war, aber schon längst nicht mehr seine Züge belebte, hört Herr Lüders, bequem in seine Sophaecke gedrückt, Hugo's und Werners Erzählungen von ihren vielfachen Erlebnissen zu, und nur manchmal, wenn in dem alten Manne der Gedanke an die Härte und Unbill aufsteigt, womit er in früherer Zeit, als er noch reich und, weil reich, hochfahrend und zu vorschneller Verurtheilung geneigt war, die beiden

jungen Männer kränkte, zieht ein düsterer Schatten über seine mehr von Gram als von den Jahren gefurchte Stirn. Sein Blick weilt dann mit einem ernsten, wehmüthigen Ausdruck bald auf dem einen, bald auf dem andern, und es liegt in diesem Blicke etwas wie eine stille, rührende Abbitte, was jene wohl verstehen.

Madame Lüders ist überglücklich; aber die Freude macht sie unruhig, es leidet sie nicht auf ihrem gewohnten Platze im Sorgenstuhle am Fenster. Sie watschelt hin und her, als habe sie alle Hände voll zu thun, verläßt oft das Zimmer, um gleich darauf zurückzukehren, wischt mit dem Zipfel ihrer Schürze gar nicht vorhandenen Staub von den Möbeln und zupft an den Blumen im Glase vor dem zerbrochenen Spiegel, patscht bald Louise, bald Ida sanft auf die Wange und küßt sie auf die Stirn, oder klopft im Vorbeigehen Hugo oder Werner freundlich lächelnd auf die Schulter und flüstert ihnen ein Paar Worte zu.

Ida, die wir zum ersten Mal von der drückenden Last eines nagenden Kummers befreit sehen, zeigt uns jetzt, daß der Grundton ihres Charakters keineswegs ein so ernster ist, als wir vermuthet haben; denn mit Lebhaftigkeit, ja, mit einer gewissen drolligen Laune, die ihr ungemein gut steht, nimmt sie an der Unterhaltung

Theil und erregt oft durch ihre muntern, treffenden Einfälle ein herzliches Lachen.

Louise aber ist still und in sich gekehrt, und man sieht ihr an, daß die letzten heftigen Gemüthsbewegungen ihre durch den langen Kummer ohnehin angegriffene Gesundheit gewaltsam erschüttert haben; doch die Freude ist ein guter Arzt, und daß in ihrem Herzen die reinste ungetrübteste Freude wohnt, bezeugt der Blick herzinniger Liebe, mit welchem sie an den männlich schönen Zügen Hugo's hängt, während er, die Neugierde seiner Zuhörer zu befriedigen, von den fernen Ländern, die er besucht, und seinen dortigen Erlebnissen erzählt.

Auch Madame Pietschmann hat sich ihrer Gewohnheit gemäß spät am Nachmittage eingefunden; aber sie ist durchaus nicht so redselig wie sonst. Ueber eine Handarbeit tief herabgebeugt, hört sie mit zerstreuter Miene dem lebhaften, oft wechselnden Gespräche zu, und wenn sie Eines oder das Andere in die Unterhaltung zieht, giebt sie zur Belustigung Aller Antworten, die auf die gestellten Fragen passen, wie die Faust auf's Auge.

Madame Lüders hatte, zum wir wissen nicht wie vielten Male, das Zimmer verlassen und kehrte jetzt zurück, in der Hand einen Brief haltend, den sie ihrem Manne übergab.

„Ein Brief an mich?“ sagte dieser verwundert, indem er nach der vor ihm auf dem Tische liegenden Brille griff. „Laß sehen!“

Aber noch weit größer war sein Staunen, als er schnell die wenigen Zeilen gelesen hatte.

„Das Gut Buchenthal — gekauft,“ stammelte er, „gekauft — und für mich — in meinem Namen? — Aber wie soll ich das verstehen?“

Aller Augen richteten sich bei diesen Worten unwillkürlich auf Hugo.

„Es bedarf hier allerdings einer Erklärung, lieber Vater,“ sagte dieser, „die aber in wenigen Worten gegeben ist. Als wir, Ida, Werner und ich, vor einigen Tagen auf unserer Reise von München hierher durch Hannover kamen und dort eine Stunde rasteten, wollte es der Zufall, daß wir im Wartesaal von einigen daselbst versammelten und in eifrigem Gespräche begriffenen Herren öfters den Namen Buchenthal nennen hörten Wir wurden aufmerksam, mischten uns in die Unterhaltung und erfuhren, daß der Mann, der das Gut vor anderthalb Jahren in der Lotterie gewann, ein bis dahin in sehr dürftigen Umständen lebender Handwerker, weil er damit nichts Rechtes anzufangen wußte, dagegen aber ein Kapital nöthig hatte, um eine große Fabrik anzulegen, dasselbe zur Auction stellen wollte. Diese sollte

zwei Tage später abgehalten werden. Ich erkundigte mich nach einem umsichtigen, zuverlässigen Commissionair; ein solcher war sogleich gefunden, und ich trug ihm auf, das Gut Buchenthal zu erstehen."

„Aber für mich? — Mein lieber, guter Sohn —"

„Es ist ja nur ein geringer Ersatz für das viele Gute, das ich Dir verdanke, Pflegevater."

„Nein, nein, Hugo, nimmermehr werde ich Dein großmüthiges Geschenk annehmen."

„O, nenne es doch nicht Großmuth, wenn ich einen geringen Theil meines Ueberflusses dazu verwenden möchte, Dir und der guten Mutter in Euren alten Tagen ein sorgenfreieres Leben zu bereiten, ein Leben gleich jenem, woran Ihr in früherer, glücklicher Zeit gewöhnt waret. Mein Gott, was thäte ich denn mit meinem großen Reichthum, welchen Werth hätte er für mich, sollte mir das nicht gestattet sein. Ich bin der Beschenkte, ich habe zu danken, wenn Ihr mir die Freude gönnt, die größte, die mir noch werden kann."

„Hugo," sagte der alte Mann, und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, „ich bin von Deiner Liebe und Güte tief gerührt; glaub' es mir. Kein falsches Schamgefühl, kein thörichter Stolz hält mich ab, aus Deinem Reichthum Nutzen zu ziehen; nein, im Gegentheil, ich fühle mich glücklich, aus Deiner Hand

zu empfangen, was wir beiden alten Leute brauchen — aber verstehe mich recht — nothwendig brauchen; mehr darf es nicht sein. — — Du darfst Dich durch meine Weigerung nicht gekränkt fühlen, mein guter, theurer Sohn," fügte er hinzu, als er sah, daß Hugo traurig zu Boden blickte, „denn siehe, die harte Prüfung, die mir Gott auferlegte, ist nicht an mir verloren gegangen, sie hat mich zu einem Anderen, ja, ich darf es sagen, zu einem Besseren gemacht. Ich habe einsehen gelernt, daß der Reichthum in den Herzen gar Vieler nur Eitelkeit, Hochmuth und Gefühllosigkeit erzeugt; ich selbst gehörte zu diesen. Und nun, da ich durch Kummer und vielfache harte Erfahrungen geläutert bin und die harte Schale abgestreift habe, die mein Herz früher so manchem besseren Gefühle verschloß, nun will ich mich nicht mehr einer Versuchung aussetzen, die mich in die alten Irrthümer und Fehler zurückführen könnte. Mit Dir ist es etwas anderes, Hugo; Du weißt den Reichthum in edler Weise zu benutzen, was ich nie verstand. In Deiner Hand ist er ein Segen, in der meinigen war er ein Fluch. Gieb mir, warum ich Dich aus freien Stücken gebeten haben würde, wenn Du mir nicht zuvorgekommen wärest, gieb mir die frühere Unterstützung von jährlich 400 Thalern. Es ist für mich wie für Deine Pflegemutter" — er wandte

sich mit einem zärtlichen Blick an diese — „nicht wahr, Annette, es ist für uns Beide mehr als hinreichend. Aber, das ist mein unabänderlicher Entschluß, darüber hinaus nehme ich nichts von Dir an; es wäre ein Mißbrauch Deiner Freigebigkeit, ein Raub an Andere, die auch ein Recht daran haben. Reiche mir die Hand, mein bester Sohn, und sage mir, daß Du meinen wohlerwogenen Entschluß billigst."

Hugo reichte dem alten Manne gerührt die Hand. Er fühlte, wie richtig und wahr er gesprochen hatte; in diesem Augenblick war er stolz auf seinen Pflegevater, in diesem Augenblick gab er ihm, was mehr werth war, als das abgelehnte Geschenk, den Platz in seiner Hochachtung, den er ihm bis jetzt verweigert hatte. Er war nicht der Mann, einen Entschluß zu bekämpfen, der seine Bewunderung erregte; er schwieg.

„Aber," fuhr Lüders fort, indem er sich eine Thräne aus den Augen wischte, „wenn Buchenthal ein so schöner Aufenthaltsort ist, wie es mir einst gerühmt wurde, so wird es mich freuen, wenn Du mit Louise dorthin ziehst. Meine Frau und ich werden Euch dann alljährlich auf eine kurze Zeit besuchen und uns Eures Glückes herzlich freuen. Nicht wahr, dabei bleibt es?"

Ein Händedruck Hugo's gab ihm die Zusicherung, daß es dabei bleiben solle; Madame Lüders aber konnte

nicht länger an sich halten, sie fiel ihrem Pflegesohne um den Hals und vergoß an seiner Brust heiße Thränen der Rührung und des Dankes.

Die vorherige fröhliche Stimmung, durch diesen Zwischenfall in eine ernste, wehmüthige umgewandelt, wollte nicht wieder zurückkehren, so sehr auch Alle bemüht waren, den Druck, der auf ihren Herzen lastete, abzuwälzen und einen ungezwungenen, heiteren Ton anzuschlagen. Es kam ihnen daher sehr erwünscht, als das Dienstmädchen eintrat und den Bootsmann Jacob anmeldete, der sich, wie sie sagte, die Erlaubniß ausbitte, seinen früheren Rheder zu begrüßen. Hätte in diesem Augenblick Jemand Madame Pietschmann beobachtet, so würde er bemerkt haben, daß ein tiefes Roth ihre runden Wangen färbte.

„Ei, der gute, brave Jacob," rief Herr Lüders, bitte ihn, herein zu kommen."

Das Mädchen entfernte sich und einen Augenblick später trat Jacob mit einem Kratzfuß in's Zimmer und wurde von Allen herzlich begrüßt. Man lachte, man scherzte, man war wieder in der muntersten Laune, und Jacob, der heute ganz gut aufgelegt schien, gab in seiner trockenen lakonischen Weise manche kleine Schnurre zum Besten, die mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen wurde. Nur Madame Pietschmann beharrte bei ihrem Schweigen.

„Und nun, Freund Jacob,“ sagte Herr Lüders, „mußt Du auch ein Glas auf das Wohl der beiden Brautpaare leeren. Ida, bringe Wein und Gläser, mein Kind.“

„Ja, Herr Lüders,“ entgegnete Jacob schmunzelnd, „recht gern will ich auf das Wohl der Verlobten trinken und auf das Ihrige und das der Madame Lüders, und — wenn Sie nichts dagegen haben — auf —“

„Auf das der Madame Pietschmann, willst Du sagen.“

„Und auf mein eigenes.“

„So ist's recht, Niemand soll ausgeschlossen sein.“

„Nein, denn sehen Sie, Herr Lüders, wenn die Verlobten leben sollen — — —“

„Nun, zu diesen wirst Du doch meine Frau und mich nicht zählen, Jacob.“

„Aber, mit Vergunst, mich selbst und die kleine nette Avisjacht da.“

„Wie, was hör' ich?“

„Ja, die Geschichte ist zwischen uns in Richtigkeit — nicht wahr, Susanne?“ Jacob versetzte dieser einen kleinen zärtlichen Puff mit dem Ellbogen an die Schulter. Die Collectrice senkte den Kopf noch tiefer auf ihre Handarbeit nieder und hielt das Taschentuch vor die Augen.

„Ei, potztausend, da gratulire ich von Herzen!“ rief Herr Lüders.

„Und ich! — und ich! — und ich gleichfalls!“ erscholl es von allen Seiten.

„Bist Du denn auch sicher, alter Kamerad,“ sagte Hugo, „daß Deine Braut keine Betschwester ist? Sie sieht mir allerdings nicht darnach aus.“

„Oho, Capitain, ich hab' den Grund genau sondirt, das mögen Sie mir glauben.“

„Und daß sie nicht so leicht in Ohnmacht fällt, hat sie bewiesen,“ fuhr Hugo fort.

„Es war verdammt nahe daran,“ lachte Jacob, „aber ich denke doch, wir brauchen nicht übertrieben viel Essig im Hause zu haben, und mit der Verwundung — — —“

„Wenn Du nicht schweigst, Du Schwätzer, so hebe ich unsere Verlobung gleich wieder auf,“ sagte halb scherzend, halb zürnend Madame Pietschmann.

„Nu, nu, Susanne, ich wollt' ja nur sagen, daß wenn sich auch zum Glück von 'ner Wunde nichts entdecken ließ, ich doch was anders entdeckt habe, daß Du nämlich auf meinen Capitain und seine Familie was hältst, und der Dienst, den Du ihnen erzeigt hast —“

„Ist es auch zunächst gewesen, was Euch zusammengeführt hat,“ ergänzte Hugo. „Nun, ich freue mich

von Herzen darüber; aber, liebe Madame Pietschmann, wenn Sie auch meinen Jacob heirathen werden, so dürfen Sie ihn mir darum nicht entführen. Sie müssen sich's schon gefallen lassen, Ihren Mann nach Buchenthal zu begleiten, wo ich Ihnen Beiden gute Tage zu bereiten hoffe."

„Mich Ihnen entführen, Capitain!" sagte Jacob, „ne, das giebt's nicht. Susanne und ich sind schon einig, die Lotterie lassen wir Lotterie sein, und wenn Sie sich mal wieder einen Albatros anschaffen — —"

„Darauf rechne nicht, Jacob. Ich habe mich selbst oft mit einem Albatros verglichen, so lange ich heimathlos in der Welt umherirrte; jetzt aber ist es anders, meine Braut hat mir die Schwingen beschnitten, und — — —"

„Ja, ja," lachte Jacob, „da müssen Sie künftig schon ruhig beim Neste bleiben."

Der Wein wurde jetzt herumgereicht.

„Die drei Brautpaare sollen leben!" rief Herr Lüders, und lustig erklangen die Gläser, als die Glücklichen sie klirrend aneinander stießen.

Meine Erzählung ist nun eigentlich zu Ende, verehrter Leser; ja, ich gestehe Dir mit der Offenherzigkeit,

die ich mir Dir gegenüber zur Pflicht gemacht habe, daß ich gestern, als ich mit einem herzerleichternden Seufzer den obenstehenden langen Strich machte, fest entschlossen war, kein Wort weiter hinzuzufügen. In der fröhlichsten Laune von der Welt räumte ich heute Morgen meinen Schreibtisch ab, der in der letzten Zeit sehr unordentlich war, legte meine Scripturen in die verschiedenen Fächer, stellte die Bücher in Reihe und Glied auf das Repositorium und begann alsdann einige nothwendige Artikel in meinen Reisesack zu packen; denn es war meine Absicht, einen kleinen Abstecher nach dem Bodensee zu machen, den ich noch nicht kenne, von dem mir aber sehr viel Empfehlendes gesagt wurde, allerdings — ich will es nicht verschweigen — mit dem Zusatze, daß ich mich vor dem Genuß des dort wachsenden Seeweins sorgfältig hüten müsse.

Bei dieser Beschäftigung traf mich ein Freund, dem ich mein Manuscript zum Durchlesen überlassen hatte, was ich jetzt bitter bereue; denn — im Vertrauen gesagt — mein Freund ist ein schnurriger Kauz und über die Gebühr neugierig und fragelustig. Er ist seines Zeichens ein Polytechniker, und diese Leute besitzen, wie ich bemerkt habe, diese Eigenschaften in besonders hohem Grade, was vielleicht mit ihrer Gewohnheit zusammenhängt, Alles, was ihnen unter die Hände kommt, zu

analysiren und zu zerlegen und in seinen einzelnen Bestandtheilen zu untersuchen.

„Sie wollen verreisen?“ redete mich mein Freund an.

„Wie Sie sehen, bester Freund.“

„Sind Sie denn mit Ihrem Roman fertig?“

„Habe ich Ihnen nicht gestern den letzten Theil meiner Erzählung übergeben?“

„Freilich, so nannten sie ihn“ — mein Freund zog eine sehr beträchtliche Rolle Papier aus der Rocktasche und legte sie auf den Tisch — „und hier bringe ich Ihnen Ihr Eigenthum zurück.“

„Und Sie fragen mich, ob ich fertig bin?“

„Weil ich den Schluß vermisse.“

„Sie sind gewohnt, überhaupt an Allem, was ich schreibe, etwas zu vermissen; jedoch hoffe ich, daß Sie heute nicht wieder Ihre alten Vorwürfe über mangelhafte Charakteristik, Dürftigkeit des Stoffs, Weitschweifigkeit der Darstellung und dergleichen mehr abermals vorbringen werden, und sich allein auf den Schluß beschränken.“

„O, ich kenne Ihre Unverbesserlichkeit, über jene Mängel will ich kein weiteres Wort verlieren.“

„Ich bin Ihnen dafür sehr verbunden. Aber was wollen Sie denn für einen Schluß?“

„Ei nun, ich möchte das fernere Schicksal der

verschiedenen Personen kennen, die in die Handlung Ihres Romans — nebenbei bemerkt, ist blutwenig Handlung — — —"

„Sie versprachen mir so eben — — —"

„Pardon! was ich sagen wollte, ich möchte das Schicksal der verschiedenen Personen kennen, die in die Handlung Ihres Romans wirksam eingreifen. Einige derselben verschwinden, verduften, zerfließen in der Luft wie die phantasmagorischen Gebilde in den neuen Gespensterkomödien."

„Aber, mein lieber Freund, soll man denn dem Leser Alles mit dem Löffel eingeben? Mir scheint es sehr zweckmäßig, über Manches ein gewisses Dunkel schweben zu lassen, ein Clairobscur, ähnlich wie in den Gemälden gewisser Meister aus der holländischen Schule. Es läßt der Phantasie des Lesers freien Spielraum; er kann sich nach Belieben — — —"

„O, o, oh! Sie machen sich in der That Ihre Aufgabe sehr leicht, Verehrtester!"

So stritten wir noch eine geraume Zeit, bis ich mich endlich — denn ich bin die Nachgiebigkeit selbst — den eindringlichen Vorstellungen meines polytechnischen Freundes fügte, indem ich ihm versprach, den heutigen Tag auf den von ihm als unerläßlich nothwendig bezeichneten Schluß zu verwenden, wogegen er mir das

Versprechen gab, mich morgen auf meiner Reise nach dem Bodensee zu begleiten. Ich glaube nun, mich dieser Pflicht nicht besser entledigen zu können, als indem ich das weitere Gespräch mit meinem Freunde mit gewissenhafter Genauigkeit wiedergebe.

„Was wünschen Sie denn eigentlich zu wissen, Freund?"

„Zunächst, was aus dem Doctor Schönfeld geworden ist, dessen Charakter Sie, beiläufig bemerkt, etwas schärfer hätten — — —"

„Aber Sie vergessen schon wieder — — —"

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, mein Lieber," bat der Polytechniker, indem er ein kleines Fernrohr, das ich auf meinen Reisen stets bei mir führe, auseinander zu schrauben begann.

„Ihre Frage kann ich Ihnen nur ungenügend beantworten," sagte ich. „Der Doctor war nach der im vorletzten Kapitel erzählten Katastrophe spurlos verschwunden, alle Nachforschungen der Polizeibehörde blieben völlig erfolglos. Einige Jahre später wurde indeß in Wien ein Betrüger zur Haft gebracht, der daselbst mehrere eben so schlau ersonnene, als kühn und gewandt durchgeführte Spitzbübereien verübt hatte. Unter dem Professor Alldorfer, wie er sich nannte, wollten Manche

den verschollenen Doctor Schönfeld vermuthen. Das ist Alles, was ich Ihnen über den Mann sagen kann."

„Und Martin?" fragte mein Freund, indem er mich mit einer komischen Grimasse durch das Ocular des Fernrohrs betrachtete.

„Martin wurde durch Veranstaltung des herbeigeholten Polizeiofficianten aus dem Hause der Madame Jordan geradewegs nach einem Hospital gebracht; denn sein Zustand hatte sich in der kurzen Zeit, bis jener eintraf, sehr verschlimmert. Auf dem Hospital befiel ihn ein hitziges Wundfieber, und drei Tage später starb er."

„Ei, ei, ich hatte seine Wunde nicht für tödtlich gehalten."

„Das war sie eigentlich auch nicht; aber sein durch Trunk und Ausschweifungen aller Art zerrütteter Körper — — —"

„Schon gut, ich verstehe. Aber er legte doch hoffentlich vor seinem Tode ein vollständiges Bekenntniß ab?"

„Allerdings. Wenige Stunden vor seinem Tode verließ ihn das Fieber, und sein Bewußtsein kehrte zurück. Dieser günstige Moment wurde benutzt, ihn zum Bekenntniß zu bringen. Des Doctors Identität mit dem

Pseudo-Silferkrona wurde dadurch vollends außer Frage gestellt, und somit auch die völlige Unschuld Werner's."

„Wie gestaltete sich Werner's Schicksal?"

„Er etablirte später in Hamburg ein großes Handelsgeschäft und lebt jetzt als wohlhabender und angesehener Bürger der alten Hansestadt mit seiner Ida glücklich und zufrieden."

„Und Comtesse Amalie?" fuhr der unermüdliche Frager fort, indem er mich jetzt zur Abwechslung durch das Objectiv-Glas betrachtete.

„Nun, daß sie und ihr Vetter Berkheim ein glückliches Paar wurden, hätten Sie doch errathen müssen."

„Ich errathe nie etwas, ich halte mich immer nur an das positive Wissen."

„Gut, so nehmen Sie es denn als positiv an, daß Comtesse Amalie sich von den Folgen Ihres Unfalles, oder vielmehr ihrer heftigen Gemüthserschütterung sehr bald erholte und schon am Tage nach Hugo's Abreise, von welcher man ihr übrigens noch keine Sylbe gesagt hatte, aus freiem Antriebe ihren Eltern über ihre letzte Unterredung mit ihm Aufschlüsse gab, die ihn in deren Augen nicht nur völlig rechtfertigten, sondern ihr früheres Wohlwollen für ihn verdoppelten. Der junge Baron Berkheim wurde nun auch wieder so sehr zu seinen Gunsten gestimmt, daß er ihm, statt der angedrohten

Herausforderung einen Brief schickte, in welchem er sein Bedauern über sein voreiliges Benehmen, so wie seinen herzlichsten Dank ausdrückte."

„Wofür hatte er ihm denn zu danken?"

„Sie fragen mich eigentlich viel zu viel, mein Bester; indeß es scheint, daß Amaliens Bereitwilligkeit, dem Vetter ihre Hand zu reichen, in nicht geringem Maße jenem Gespräche mit Hugo zuzuschreiben ist."

„Was sie also während ihres Fiebers so oft wiederholte, daß ihr Hugo seine Liebe geoffenbart, bezog sich nicht auf sie, sondern auf Louise?"

„Nun freilich. Ich kann Ihnen noch mittheilen, daß an Hugo's Hochzeitstage von dem Grafen und seiner Gemahlin ein sehr schönes Brautgeschenk für Louise eintraf, dem die Comtesse eine gestickte Arbeit von ihrer eigenen Hand beifügte. Später besuchte Hugo auf des Grafen dringende Einladung mit seiner jungen Frau noch einmal die Villa am Silsersee, bei welcher Gelegenheit ihn aber Jacob aus gewissen Gründen nicht begleitete. Und jetzt, bester Freund, wird Ihre Neugierde hoffentlich befriedigt sein?"

„Noch nicht, ich möchte wissen, ob der brave Jacob mit der Collectrice glücklich lebt. Es scheint mir ein großer Fehler, daß Sie diese Beiden zusammen in das

Ehejoch geschmiedet haben; denn sie passen eigentlich gar nicht für einander."

„Warum denn nicht? Die Collectrice ist eine noch hübsche Frau und dazu eine ganz respectable Person; ein wenig rappelköpfig zwar, ich will es nicht läugnen; aber es ist dennoch zu hoffen, daß Jacob mit ihr fertig zu werden versteht."

„Die gute Collectrice hatte aber früher weit höhere Ansprüche gemacht."

„O, seit sie sich so bitter in dem Doctor getäuscht hatte, war sie in ihren Ansprüchen sehr bescheiden geworden, und Jacob war in der That nicht zu verachten, zumal da ihn, wie die Collectrice richtig geahnt hat, Hugo mit großer Freigebigkeit ausstattete. Die Stufe der Bildung endlich, auf welcher die Collectrice stand —"

„Nun, darüber sind wir allerdings einig; aber, um was ich Sie noch fragen wollte, Madame Altmann —"

„Ach, nun lassen Sie mich in Ruhe. Ihre Wißbegierde ist wie das Faß der Danaiden, unersättlich, gar nicht zu füllen."

„Das Gleichniß hinkt, mein Verehrter."

„Nun, wenn Sie lieber wollen, sie ist wie die Schraube des Archimedes; ihre Wirkung ist endlos."

„Taugt nichts, taugt nichts!"

„Wie ein Schröpfkopf denn; sie zapft einem die Geduld ab.“

„O, o, genug der schlechten Vergleiche, Sie entschlüpfen mir nicht. Es findet sich noch genug in Ihrem Romane, was ich gründlicher erörtert wünschte.“

„Wäre es nicht besser, eine gründliche Erörterung darüber anzustellen, was Sie für die Reise mitnehmen werden, auf der Sie mich zu begleiten versprachen?“

„Gut denn, ich werde nach Hause gehen und meine Sachen zusammensuchen. Adieu!“

„Adieu!“

Mein Freund kehrte noch in der Thür um und sagte:

„Wissen Sie was? Ich nehme sechs Flaschen guten Wein mit — Forster Traminer Auslese — Sie kennen ihn.“ Hier schnalzte er mit der Zunge.

„Das ist ein herrlicher Gedanke.“

„Adieu denn!“

„Adieu!“